

Terra Fantasy



BORIS

L. SPRAGUE
DE CAMP

Reigen der Fabelwesen

Von Nixen, Nymphen
und Nekromanten

①

PABEL

Terra Fantasy

LYON SPRAGUE DE CAMP X 5

Der amerikanische Autor, der die Genres Science-fiction und Fantasy gleichermaßen gut beherrscht und dessen Werke sich durch Originalität und Humor auszeichnen, legt mit diesem Band fünf seiner besten Fantasy-Erzählungen vor.

Davon steht nichts in den Regeln

Die Story von der Nixe und dem Schwimmwettbewerb

Die Geister des Melvin Pye

Die Story von den geistesgestörten Gespenstern

Medizinmann wider Willen

Die Story des Mannes, der es mit acht Dämonen zu tun bekommt

Die Weisheit des Ostens

Die Story des gelangweilten Joga-Schülers

Der Bretterstapel

Die Story von der heimatlosen Dryade

DM 3,80

Österreich S 28,-

Schweiz sfr 3,80

Italien Lire 2000

Luxemburg lfr 66,-

Niederlande hfl 4,-

INHALT

VORWORT	Seite 7
DAVON STEHT NICHTS IN DEN REGELN (Nothing in the Rules)	Seite 10
DIE GEISTER DES MELVIN PYE (The Ghosts of Melvin Pye)	Seite 53
MEDIZINMANN WIDER WILLEN (The Reluctant Shaman)	Seite 75
DIE WEISHEIT DES OSTENS (The Wiedom of the East)	Seite 96
DER BRETTSTAPEL (The Hardwood Pile)	Seite 118

L. Sprague de Camp
Reigen
der Fabelwesen

ERICH PABEL VERLAG KG • RASTATT/BADEN

Originaltitel:
THE RELUCTANT SHAMAN
and Other Fantastic Tales

Aus dem Amerikanischen von Lore Straßl

TERRA-FANTASY-Taschenbuch Nr. 59

TERRA-FANTASY-Taschenbuch erscheint vierwöchentlich
im Erich Pabel Verlag KG, Pabelhaus, 7550 Rastatt

Copyright © 1970 by L. Sprague de Camp

Titelbild: Boris

Deutscher Erstdruck

Redaktion: Hugh Walker

Vertrieb: Erich Pabel Verlag KG

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

Verkaufspreis inkl. gesetzl. MwSt.

Unsere Romanserien dürfen in Leihbüchereien nicht verliehen
und nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden;
der Wiederverkauf ist verboten.

Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich:

Pressegroßvertrieb Salzburg, Niederalm 300

A-5081 Anif

Abonnements- und Einzelbestellungen an
PABEL VERLAG KG, Postfach 1780, 7550 RASTATT,

Telefon (0 72 22) 13-2 41

Printed in Germany

April 1979

Scanned by Brrazo 03/2004

Vorwort

Seit den dreißiger Jahren zählt Lyon Sprague de Camp zu den Spitzenautoren auf dem Gebiet der Science Fiction und Fantasy.

Er wurde 1907 in New York geboren, machte 1933 sein Diplom als Ingenieur und Wirtschaftswissenschaftler und wurde 1937 Direktor des Instituts für Erfindungen und Patente. Im gleichen Jahr schrieb er zusammen mit K. Berle sein erstes Buch: ERFINDUNGEN UND IHR MANAGEMENT.

1937 veröffentlichte er auch seine ersten Geschichten in dem Science Fiction Magazin ASTOUNDING STORIES und machte sich als SF-Autor rasch einen Namen.

1939 heiratete er Catherine Crook, mit der zusammen er in späteren Jahren mehrere Sachbücher schrieb.

Mit Fletcher Pratt, einem Militärexperten, der bereits einige historische Werke verfaßt hatte, schrieb er Anfang der vierziger Jahre die Erzählungen um Harold Shea, in denen der Held, Harold Shea, und seine Gefährten aus der realen Welt mit Hilfe eines Syllogismobils in fiktive, mythische Welten gelangen – jene der nordischen

Götter beispielsweise, oder der Kalevala, des Orlando Furioso und andere mehr. Die meisten dieser oft romanlangen Erzählungen erschienen in UNKNOWN WORLDS, dem Schwesternmagazin von ASTOUNDING STORIES, jenem legendären Magazin, das vor allem skurrile, humorvolle Fantasy veröffentlichte, wie sie in diesem Band enthalten ist.

Ein Freund Robert A. Heinleins, A. B. Scoles, Lt. Commandeur der U.S. Marine, hatte es sich in den Kopf gesetzt, Science-Fiction-Autoren als Ingenieure einzustellen, und Heinlein, de Camp und schließlich auch Isaac Asimov ließen sich anwerben. Während der Kriegsjahre schrieb de Camp nicht viel, entdeckte jedoch seine Entdecker- und Forscherleidenschaft, was in der Folge zu einer Reihe von Sachbüchern und einem halben Dutzend historischer Romane führte.

Sein literarisches Comeback nach dem Kriege, vor allem mit den auf dem Planeten *Krishna* angesiedelten Romanen (zu denen auch 1978 ein weiterer erschien) erwarb ihm rasch erneut die Gunst der Leserschaft.

Seit Anfang der fünfziger Jahre ist de Camp mit Unterbrechungen vor allem mit der Fantasy beschäftigt. Neben seinen Poseidonis-Erzählungen, die wir in unserer Reihe bereits vorstellten, und

mehreren Romanen widmet er sich dem Nachlaß Robert E. Howards. Martin Greenberg und ihm ist es sicherlich zu verdanken, daß die CONAN-Erzählungen neu aufgelegt wurden, und ihm allein, daß sie Mitte der sechziger Jahre mit Ergänzungen de Camps und Lin Carters als 11-bändige, später weiter ergänzte Taschenbuchausgabe erschien, was in der Folge zur Veröffentlichung fast des gesamten Howard-Materials führte.

Die vorliegenden Erzählungen stammen aus dem Zeitraum von 1939 bis 1947. Sie sind typisch de Camp'sche Stories, wie wir solche bereits in zwei Bänden in unserer Reihe brachten. Diesmal allerdings ist die Szenerie ungewöhnlich – unsere moderne Zeit nämlich (zumindest so modern, wie sie in den vierziger Jahren war), in der ein paar Geschöpfe auftauchten, die nicht so recht hineinpassen in die festen Vorstellungen der Leute. Natürlich gibt das Komplikationen – für beide Seiten.

Und da findet der de Camp'sche Humor recht erfrischende Lösungen.

Ein Band für Leute, die schmunzeln können und gelegentlich nachdenken, wie es wäre, wenn ...

Hugh Walker

Von L. Sprague de Camp ist in unserer Reihe bisher erschienen :

TERRA FANTASY 43: DIE CHRONIK VON POSEIDONIS (5 Stories um das alte Atlantis)

TERRA FANTASY 52: DIE PRINZESSIN UND DER LÖWE (Ein Roman, in dem eine Phantasiewelt ihre Probleme mit einem Helden aus der modernen Zeit hat – oder ist es umgekehrt?)

TERRA FANTASY 26: *Der fliegende Teppich* (Story)

TERRA FANTASY 54: *Vier Ellen Drachenhaut* (Story)

Weiteres Material ist in Vorbereitung.

DAVON STEHT NICHTS IN DEN REGELN

Schwimmwettkämpfe zwischen zwei unbedeutenden Damenschwimmvereinen finden wenig Beachtung. Auch bei diesem Wettschwimmen gab es kaum Zuschauer. Louis Connaught, der zur Tribüne hochsah, dachte nur so ganz nebenbei, daß die einzige Sitzreihe nur halb belegt war, und das wohl hauptsächlich von den üblichen gelangweilten Ehemännern und Freunden und von einigen der Hotelgäste des Creston, die sich höchstwahrscheinlich nur aus Langeweile hierher verirrt hatten. Einer der Hotelpagen ersuchte eine Dame im Abendkleid, das Rauchen hier bitte zu unterlassen, was die Dame offensichtlich verärgerte. Mr. Santalucia und die kleinen Santalucias waren wie immer anwesend, wenn Mama ihre Schwimmkünste bewies. Sie winkten zu Connaught hinunter.

Connaught – ein dunkler, satanisch aussehender kleiner Mann – blickte zur gegenüberliegenden Bassinseite. Die Mädchen kamen gerade aus dem Dushraum. Ihre schrillen Stimmen klangen, gedämpft durch die Akustik der Schwimmhalle, wie ein stetiges Summen. Ein leichter Dampf hing in der

ganzen Halle. Der korpulente Bursche in der hellen Sporthose war Laird, der Trainer der Knickerbocker und Connaughts Erzrivale. Er entdeckte Connaught und brüllte: „Hi, Louis!“ Die Worte knatterten von den Wänden wie ein Stock, den man einen hölzernen Gartenzaun entlangzieht. Wambach vom A.A.U. Komitee, der heute den Schiedsrichter machte, kam noch im Mantel herein und begrüßte Laird, aber der donnernde Widerhall überdröhnte seine Worte.

Dann kam jemand durch die Tür, oder vielmehr ein ganzer Menschenhaufen drängte sich gleichzeitig hindurch, alle mit dem Gesicht zum Bassin, manche im Badeanzug, andere in Straßenkleidung. Es dauerte ein paar Sekunden, ehe Connaught entdeckte, worauf sie starrten. Er blinzelte, strengte seine Augen noch mehr an, und dann klappte sein Mund hinunter.

Aber nicht lange. „He!“ schrillte er mit einer Stimme, die die Schwimmhalle wie das Innere einer Trommel dröhnen ließ. „Ich protestiere! PROTEST! *Das dürfen Sie nicht!*“

Am Abend zuvor hatte Herbert Laird die Haustür geöffnet und hinausgeschrien: „Hallo, Mark, komm schon herein!“ Der kalte Märzwind machte zwar einen ganz schönen Wirbel, aber so laut hätte Laird doch nicht zu brüllen brauchen. Doch er tat es eben

schon rein aus Gewohnheit. Er war untersetzt und kahlköpfig, auch wenn das nichts mit seiner Stimme zu tun hatte.

Mark Vining trat ein und stellte seine Aktenmappe auf den Boden. Er war jünger als Laird – gerade erst dreißig – mit dicken Brillengläsern, schmalem Gesicht und strengen Zügen, die ihn ernster aussehen ließen, als er war.

„Ich bin froh, daß du kommen konntest, Mark“, sagte Laird. „Sag, kannst du dich vielleicht morgen abend für den Wettkampf mit den Crestons freimachen?“

Vining runzelte überlegend die Stirn. „Ich glaube schon. Loomis hat sich entschlossen, doch keine Berufung einzulegen, also brauche ich wenigstens die nächsten paar Abende keine Überstunden zu machen. Tut sich irgend etwas Besonderes?“

Laird tat geheimnisvoll. „Vielleicht. Horch, du kennst doch diese Mrs. Santalucia, mit der Louis Connaught sich in den vergangenen zwei Jahren jeden Preis geholt hat? Ich glaub', ich hab' jetzt eine Idee, wie man damit Schluß machen kann. Aber ich möchte dich als meinen Berater dabei haben, damit du dir etwas einfallen läßt, daß man uns rechtlich nichts anhaben kann.“

„Wieso?“ fragte Vining vorsichtig. „Was hast du denn vor?“

„Das kann ich dir im Augenblick noch nicht verraten, weil ich es versprochen habe. Aber wenn Louis ständig mit dieser schwimmhäutigen Frau gewinnt...“

„O Herb, du weißt doch genau, daß die Schwimmhäute ihr nicht wirklich helfen ...“

„Ja, ja, ich kenne die ganzen Argumente. Man hat bereits mehr Wasserwiderstand an den Armen als Muskelkraft, um ihn zu überwinden. Ich weiß jedenfalls, daß Mrs. Santalucia Schwimmhäute hat und die beste Schwimmerin im ganzen Bundesstaat New York ist... Und dagegen hab' ich was. Es ist schlecht für mein Prestige als Trainer.“ Er drehte sich um und rief in den dunklen Wohnzimmerteil des großen Raumes: „Iantha!“

„Ja?“

„Kommen Sie doch bitte her, ja? Ich möchte Sie gern mit meinem Freund, Mr. Vining, bekanntmachen. Oh, wir brauchen ein wenig mehr Licht.“

Das Licht offenbarte ein Wohnzimmer, das wie üblich fast erstickte unter unordentlichen Stapeln mit Schachteln voll Badeanzügen und anderer

Schwimmausrüstung, mit deren Verkauf sich Herbert Laird den größten Teil seines Einkommens verdiente. Es offenbarte nun jedoch auch eine junge Frau, die in einem Rollstuhl herbeigefahren kam.

Ein Blick genügte, um Vining ahnen zu lassen, daß ziemliche Aufregungen auf ihn zurollten. Unseligerweise konnte jedes auch nur einigermaßen attraktive Mädchen ihn um den Finger wickeln, doch dazu kam leider noch die Tatsache, daß er von einer nahezu pathologischen Schüchternheit Frauen gegenüber war. Mit Laird verband ihn ihre gemeinsame Leidenschaft, was den Schwimmsport anbelangte, und wohl auch, daß sie beide Junggesellen waren.

Das Mädchen im Rollstuhl war mehr als einigermaßen attraktiv. Sie war, dachte der völlig benommene Vining, einfach hinreißend. Ihre glatten Züge mit den hohen Wangenknochen verrieten einen Hauch von asiatischem oder indianischem Einschlag und bildeten einen ungewöhnlichen Kontrast zu dem hellgoldenen Haar, das – so hätte Vining beschwören können – einen leicht grünlichen Ton aufwies. Eine Decke war um ihre Beine gewickelt.

Er fand seine Fassung erst einigermaßen wieder, als Laird dieses bezaubernde Geschöpf als „Miß Delfoiros“ vorstellte.

Miß Delfoiros schien nicht übermäßig beeindruckt. Als sie Vining die Hand entgegenstreckte, sagte sie mit hörbarem Akzent: „Sie sind nicht vielleicht von der Presse, Mr. Vining?“

„Nein“, erwiderte Vining. „Ich bin Rechtsanwalt und spezialisiere mich hauptsächlich auf Nachlaßverwaltung und Testamente. Sie möchten nicht zufällig Ihren Letzten Willen aufsetzen lassen?“

Sie entspannte sich sichtlich und lachte. „Nein, ich 'offe, ich 'abe das noch lange, lange nicht nötig.“

„Trotzdem“, sagte Vining ernst, „man kann ja nie wissen...“

Laird polterte: „Möchte wissen, was meine Schwester so lange macht. Das Essen müßte längst auf dem Tisch stehen. Martha!“ Er marschierte aus dem Zimmer, und gleich darauf hörte Vining Miß Laird etwas murmeln wie: „... aber Herb, ich mußte es doch erst abkühlen lassen...“

Vining wußte in seiner üblichen Verlegenheit nicht, worüber er sich mit Miß Delfoiros unterhalten sollte. „Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten?“ fragte er schließlich.

„Oh, danke, nein, ich rauche nicht.“

„Stört es Sie, wenn ich rauche?“

„Nein, durchaus nicht.“

„Woher kommen Sie?“ Vining dachte, daß seine Frage vielleicht etwas unpassend war, aber er wußte einfach nicht, was er sagen sollte.

„Oh, ich bin von Kip... Zypern. Die Insel, wissen Sie?“

„Werden Sie an dem Wettschwimmen teilnehmen?“

„Ja, ich denke schon.“

„Sie wissen nicht vielleicht...“ Er senkte die Stimme, „was Herb sich ausgedacht hat, um La Santalucia zu schlagen?“

„Ja ... Nein – ich weiß nicht... Ich meine, ich – ich darf nicht darüber sprechen.“

Weitere Geheimniskrämerei, dachte Vining. Was er wirklich wissen wollte, war im Grunde genommen ja eigentlich nur, weshalb sie an den Rollstuhl gefesselt war, ob es nur vorübergehend oder ein Dauerzustand war. Aber er konnte sie schließlich nicht unverblümt danach fragen. Er suchte immer noch verzweifelt nach einer unverfänglichen Frage, die ihn vielleicht der Lösung dieses Rätsels näherbringen mochte, als Lairds brüllende Stimme ihn hochriß: „Die Suppe steht auf

dem Tisch, kommt essen!“ Vining hätte den Rollstuhl geschoben, doch ehe er dazu kam, hatte das Mädchen ihn bereits gewendet und war schon fast im Eßzimmer.

„Hallo, Martha“, grüßte Vining, „sind deine Schüler schön fleißig?“ Aber er achtete kaum auf Lairds tüchtige, unverheiratete Schwester. Mit unwillkürlich halb geöffnetem Mund starrte er auf Miß Delfoiros, die einen gehäuften Teelöffel Salz in ihr Glas Wasser gab und es umrührte.

„Wa-as machen Sie da?“ japste er.

„Ich muß es tun“, erklärte sie ihm. „Süßwasser steigt mir in den Kopf. Es macht mich – wie sagen Sie? – beschwipst.“

„He, Mark!“ donnerte sein Freund über den Tisch. „Bist du sicher, daß du morgen abend rechtzeitig da sein kannst? Zweifellos werden sich Fragen der Teilnahmeberechtigung ergeben, und da brauche ich dich unbedingt.“

„Wird Miß Delfoiros ebenfalls dort sein?“ Vining grinste verlegen und kam sich innerlich furchtbar dumm vor.

„Aber natürlich. Iantha ist unsere ... He, hör zu, du kennst doch die kleine, achtzehnjährige Clara Havranek? Sie ist gestern hundert in eins Punkt fünf

geschwommen. Aus ihr läßt sich was machen. Wir werden es den Crestons schon noch zeigen...“ Er führte laut und schnell auf, was er mit Louis Connaughts Mädchen machen würde. Inzwischen versuchte Vining sich auf das Essen zu konzentrieren, das ausgezeichnet war, und auf Iantha Delfoiros, die äußerst charmant, aber ausweichend war.

Ihr Essen war irgendwie anders, zumindest danach zu schließen, wie Martha Laird es ihr vorgesetzt hatte. Vining betrachtete es jetzt näher und bemerkte, daß es abgestanden aussah. Zweifellos war es nicht mehr warm. Er blickte Miß Delfoiros fragend an.

Sie verstand. „Ich mag nur kaltes Essen“, erklärte sie.

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie überhaupt nichts Heißes essen?“

Sie verzog das Gesicht, „'eißes Essen? Nein, das mag ich nicht. Für uns ist...“

„Horch, Mark! Ich hab' gehört, daß die W.S.A. im April einen Wettkampf für Neulinge beabsichtigt...“

Vinings Nachspeise stand schon eine ganze Minute vor ihm, ehe er sie überhaupt bemerkte. Er

war zu sehr damit beschäftigt, über Miß Delfoiros' charmanten Akzent nachzudenken.

Als sie mit dem Essen fertig waren, sagte Laird: „Mark, du kennst doch diese Gesetze, die den Besitz von Gold verbieten? Schau mal...“ Er führte Vining zu einer Bonbonniere auf einem Tischchen im Wohnzimmer. Sie enthielt jedoch keine Pralinen sondern Gold- und Silbermünzen. Laird gab dem Anwalt mehrere zur Begutachtung. Die erste, die Vining betrachtete, war eine Silberkrone mit der Prägung *Carolus II Dei Gra* um das fröhliche Haupt des englischen Monarchen mit einem Kranz im Haar – oder wohl eher auf einer Perücke. Die zweite war ein spanischer Dollar aus dem achtzehnten Jahrhundert. Die dritte war ein Louisdor.

„Ich wußte gar nicht, daß du unter die Numismatiker gegangen bist, Herb“, staunte Vining. „Ich nehme an, sie sind alle echt?“

„Echt sind sie, aber ich sammle sie nicht. Man könnte sagen, ich nehme sie in Tausch. Ich hätte die günstige Gelegenheit, zehntausend Bademützen zu verkaufen, wenn ich diese Münzen in Zahlung nehmen könnte.“

„Ich glaube, damit wäre die U.S. Gummigesellschaft nicht recht einverstanden.“

„Das ist es ja eben. Was tu ich mit ihnen, nachdem ich sie angenommen hab'? Wird die Regierung mich ins Gefängnis stecken?“

„Deswegen brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Ich glaube nicht, daß das Goldgesetz Münzen mit einschließt, obwohl ich mich selbstverständlich erst mal vergewissern werde. Ruf doch die Amerikanische Numismatiker-Vereinigung an – sie steht im Telefonbuch -, die wissen dort bestimmt, wie du die Münzen veräußern kannst. Aber ich verstehe nicht recht, was soll das Ganze eigentlich? Zehntausend Bademützen, für die in alten Münzen bezahlt wird! So was habe ich noch nie gehört.“

„Das ist es ja. Sprich doch mal mit dieser jungen Dame hier.“ Laird drehte sich zu Iantha um, die verzweifelt versuchte, ihm Zeichen zu geben, daß er den Mund halten sollte. „Es ist ihre Idee.“

„Ich – ich ...“ Sie sah aus, als wollte sie weinen, „'erbert, das 'ätten Sie nicht sagen dürfen! Se'en Sie“, wandte sie sich an Vining. „Wir 'aben nicht gern viel mit den Menschen zu tun.“

„Wen“, fragte Vining, „meinen Sie mit ‚wir'?“

Sie preßte störrisch die Lippen zusammen. Vining schmolz fast, aber seine Vernunft behielt die Oberhand. Wenn du dich nicht beherrschst,

ermahnte er sich, bist du in fünf Minuten unsterblich in sie verliebt, und das könnte zur Katastrophe führen. Also sagte er streng: „Herb, je mehr ich über dieses Geschäft erfahre, desto verrückter erscheint es mir. Was immer auch dahintersteckt, du versuchst offenbar, mich mit hineinzuziehen. Aber ich will verdammt sein, wenn ich mich dazu überreden lasse, ehe ich genau weiß, worum es geht.“

„Am besten, wir weihen ihn ein, Iantha“, meinte Laird. „Er wird es ohnedies erfahren, wenn er Sie morgen schwimmen sieht.“

„Sie werden der Presse nichts verraten, Mr. Vining?“

„Ich werde niemandem etwas sagen.“

„Versprechen Sie es?“

„Selbstverständlich! Sie können sich auf die Verschwiegenheit eines Anwalts verlassen.“

„Dann schauen Sie!“ Sie griff nach der Decke und zog sie hoch.

Vining starrte. Wo er Füße zu sehen erwartet hatte, befand sich ein Paar horizontaler Schwanzflossen wie die eines Tümmers.

Es ist also zu begreifen, daß Louis Connaught fast aus den Schuhen kippte, als er sah, womit sein Rivale aufwartete. Zuerst zweifelte er an seinen

eigenen Augen, dann an seinem Verstand und schließlich an der Gerechtigkeit in dieser Welt.

Inzwischen schob Mark Vining stolz Ianthas Rollstuhl an der Gruppe, bestehend aus Schiedsrichter, Zeitnehmer, Ziel- und Wenderichter, am Startende des Bassins vorbei. Iantha mit grellgrüner Bademütze hielt ihre Decke über die Schultern geschlungen, zeigte jedoch offen ihren schiefergrauen Schwanz mit den Flossen. Die Haut des Schwanzes war glatt, die Flossen waren horizontal. Künstler, die Seejungfrauen mit Schuppen und einer vertikalen Schwanzflosse wie die von Fischen abbilden, verstehen eben nichts von der Zoologie.

„He! Auseinander! Auseinander! Jeder kehrt an seinen Platz zurück!“ brüllte Laird. „Jeder!“

Einem der Zuschauer, der sich über das Tribünengeländer beugte, fiel der Füllfederhalter ins Bassin. Miß Black, eine von Connaughts Mädchen, tauchte danach.

Ogden Wambach, der Schiedsrichter, ein gepflegter, grauhaariger Mann, stupste mit dem Finger an den Schwanz.

„Laird“, sagte er. „Soll das ein Witz sein?“

„Durchaus nicht. Sie meldete sich für Rücken- und Freistilschwimmen an, wie alle anderen Teilnehmerinnen ebenfalls. Sie ist sogar Mitglied der A.A.U.“

„Ab-ber – aber – ich meine, lebt sie – ist sie wirklich echt?“

Entrüstet fuhr Iantha auf. „Warum stellen Sie mir diese Fragen nicht selbst? Mr. – Mr.... Ich kenne Sie nicht.“

„Großer Gott!“ rief Wambach. „Sie kann reden! Ich bin der Schiedsrichter, Miß...“

„Delfoiros. Iantha Delfoiros.“

„Wahrhaftig! Das heißt – lassen Sie mich nachdenken. Purpurner Tümmerschwanz, nicht wahr? *Delphis plus oura* ...“

„Sie sprechen Griechisch! O wie schön!“ Sie brach in einen Wortschwall aus, den niemand verstand.

Wambach schluckte. „Ich fürchte, das war zu schnell für mich. Und es ist neuzeitliches Griechisch, nicht wahr?“

„Natürlich. Ich bin doch auch neuzeitlich, oder finden Sie nicht?“

„Ganz gewiß. Aber verraten Sie mir, ist der Schwanz echt? Ich meine, ist er nicht vielleicht eine Attrappe?“

„Nein, nein.“ Iantha wackelte mit den Flossen. Alle in der Schwimmhalle schienen plötzlich nur noch aus stierenden Augen zu bestehen.

„O Gott!“ stöhnte Ogden Wambach. „Wo ist meine Brille? Sie verstehen doch, ich möchte mich vergewissern, daß es wirklich keine Täuschung ist.“

Mrs. Santalucia, eine muskulöse junge Frau mit einem unübersehbaren Bartansatz und Schwimmhäuten zwischen den Fingern, sagte erschrocken: „Muß ich gegen *sie* schwimmen?“

Louis Connaught war am Explodieren. „Das können Sie nicht zulassen!“ schrillte er. „Das ist ein Frauenschwimmkampf! Ich protestiere.“

„Na und?“ brummte Laird.

„Sie können doch nicht einen Fisch bei einem Wettschwimmen mitmachen lassen. Das ist nicht gestattet, Mr. Wambach, oder?“

Mark Vining meldete sich zu Wort. Er hatte ein mit Büroklammern zusammengehaltenes Bündel Papier aus der Brusttasche gezogen und durchblätterte es.

„Miß Delfoiros“, erklärte er, „ist kein Fisch. Sie gehört der Gattung der Säugetiere an.“

„Wie wollen Sie das beweisen?“ brüllte Connaught.

„Sie brauchen sie nur anzuschauen.“

„Mhm“, murmelte Ogden Wambach. „Ich sehe, was Sie meinen.“

„Aber sie ist nicht menschlich!“ heulte Connaught jetzt auf.

„Das ist ein wunder Punkt, Mr. Vining“, gab Wambach zu bedenken.

„Absolut nicht“, versicherte ihm der Anwalt. „Es steht nichts in den Bestimmungen, daß Nixen nicht an einem Schwimmwettbewerb teilnehmen dürfen, oder daß der Teilnehmer ein Mensch sein muß.“

Connaught hüpfte herum wie eine leidgeprüfte Grille. Er wedelte jetzt mit den neuesten A.A.U.-Regeln für Schwimm-, Tauch- und Wasserpolo-Wettkämpfe herum. „Ich protestiere!“ brüllte er. „Lesen Sie doch selbst. Überall wird nur von Wettkämpfen zwischen Männern oder Frauen gesprochen. Sie ist aber keine Frau. Und ein Mann erst recht nicht! Wenn die Union Wettbewerbe für Nixen abhalten wollte, hätte sie es auch aufgeführt.“

„Keine Frau!“ rief Vining mit einer Stimme, die scharf wie ein Rapier war. „Mr. Connaught, ich warne Sie, keine beleidigenden Behauptungen aufzustellen. Ich habe mich auch in dieser Beziehung informiert.“ Er runzelte die Stirn und blätterte in seinem Papierbündel. „Websters Internationales Lexikon definiert eine Frau als 'Jede weibliche Person'. Weiterhin definiert es eine 'Person' als 'ein vernunftsbegabtes Wesen mit sittlichem Verständnis'.“ Er wandte sich an Wambach. „Sir, Sie müssen doch zugeben, daß Miß Delfoiros in ihrem Gespräch mit Ihnen Verstand bewiesen hat.“

„O Gott, ich weiß wirklich nicht, was ich sagen soll, Mr. Vining. Ja, ich nehme an, das hat sie, aber ich weiß nicht...“

Horwitz, der Punktrichter, warf ein: „Man könnte sie vielleicht bitten, das Einmaleins aufzusagen.“ Aber niemand achtete auf ihn.

Connaught sah aus, als wäre er einem Schlaganfall nahe. „Aber Sie können doch nicht... Wovon, zum Teufel, sprechen Sie eigentlich – vernunftbegabt...“

„Bitte, Mr. Connaught“, wies Wambach ihn zurecht, „wenn Sie so schreien, verstehe ich kein Wort, weil Ihre Stimme so widerhallt.“

Connaught beherrschte sich mit allergrößter Mühe. Dann blickte er plötzlich verschlagen drein. „Woher wollen wir denn wissen, daß sie sittliches Verständnis hat?“

Vining wandte sich an Iantha. „Waren Sie je im Gefängnis, Miß Delfoiros?“

Iantha lachte. „Wie witzig, Mark. Aber ich kann Ihnen versichern, daß ich noch nie im Gefängnis saß.“

„Das sagt *sie!*“ höhnte Connaught. „Wie wollen Sie es beweisen?“

„Das brauchen wir nicht“, erklärte Vining von oben herab. „Den Beweis zu erbringen, obliegt dem Ankläger. Der Beschuldigte ist nach dem Gesetz solange als unschuldig zu erachten, bis seine Schuld bewiesen ist. Dieses Gesetz wurde von König Edward I erlassen.“

„Verdammter König Edward I!“ brüllte Connaught. „Außerdem war das ohnehin nicht die Art von sittlichem Verständnis, die ich meinte. Ich spreche von moralischer Un-un ... Ah, Sie wissen schon, was ich meine.“

„He“, knurrte Laird. „Was wollen Sie damit sagen? Versuchen Sie, den guten Ruf einer meiner

Schwimmerinnen anzuzweifeln? Wenn Sie das tun, ersäuf ich Sie in Ihrem eigenen Schwimmbassin!“

„Und danach hängen wir Ihnen noch einen Beleidigungsprozeß an“, erklärte Vining.

„Meine Herren! Meine Herren!“ jammerte Wambach. „Das genügt nun aber wirklich. Schließlich ist dies ein Schwimmwettbewerb und kein Zivilprozeß. Wir wollen endlich zur Sache kommen.“

„Wir haben bereits bewiesen, daß Iantha Delfoiros eine Frau ist“, sagte Vining mit würdevoller Miene. „Und Mr. Connaught hat persönlich erklärt, daß dies ein Frauenwettschwimmen ist. Deshalb ist Miß Delfoiros berechtigt! *Quod erat demonstrandum.*“

Wambach räusperte sich verlegen. „Ich weiß nicht recht. Eine solche Entscheidung mußte ich noch nie zuvor treffen.“

Louis Connaught kamen schon fast die Tränen, zumindest klang seine Stimme so. „Mr. Wambach, Sie dürfen nicht zulassen, daß Herb Laird mir das antut. Ich werde zum Gespött der ganzen Stadt.“

Laird schnaubte: „Und was war, solange uns ständig Ihre Mrs. Santalucia schlug? Hatten Sie da Mitleid mit mir? Wenn man mich deswegen

auslachte? Und was nutzte es mir, daß ich gegen ihre Schwimmflossen protestierte?“

„Aber“ heulte Connaught, „wenn er diese Miß Delfoiros teilnehmen lassen darf, wer kann dann noch etwas unternehmen, wenn jemand auf die Idee kommt, einen dressierten Seehund oder dergleichen in seinem Team aufzunehmen? Soll ein Schwimmwettbewerb vielleicht in eine Zirkusvorführung ausarten?“

Laird grinste. „Na, holen Sie sich doch einen Seehund, Louis. Niemand hält Sie davon ab. Na, was sagen Sie, Ogden, ist sie eine Frau?“

„Nun – wirklich – o Gott...“

„Bitte!“ Iantha Delfoiros blickte den verzweifelten Schiedsrichter mit ihren veilchenblauen Augen schmalzend an. „Ich möchte so gern in diesem schönen Bassin mit all diesen netten Mädchen schwimmen.“

Wambach seufzte. „Na gut, meine Liebe, das dürfen Sie auch.“

„Juhu!“ schrien Laird und Vining. Die Mitglieder des Knickerbocker Schwimmvereins und alle anderen, außer den Creston-Leuten, stimmten in den Jubel mit ein. Der plötzliche Lärm in der echoenden Schwimmhalle tat empfindlichen Ohren weh.

„Einen Moment!“ brüllte Connaught, als die Echos verstummt waren. „Schauen Sie sich die Seite 19 im Regelheft an. Hier ist die Bekleidung vorgeschrieben. Frauen müssen einen Schwimmanzug von dunkler Farbe mit angeschnittenem Röckchen und Hosenbeinen bis ein Viertel über die Oberschenkel reichend tragen. Und so weiter. Überzeugen Sie sich selbst. So wie sie ist, darf sie nicht schwimmen, nicht in einem offiziellen Wettkampf!“

„Das stimmt“, murmelte Wambach. „Lassen Sie mich überlegen.“

Horwitz blickte von seiner Punktetafel auf. „Vielleicht hat eines der Mädchen ein Bikinioberteil, das sie ihr leihen würde?“ schlug er vor. „Das könnte man doch schon Anzug nennen.“

„Büstenhalter! Pah!“ schnaubte Connaught. „Sie muß einen richtigen Schwimmanzug tragen, mit Hose und Rock – das ist schließlich vorgeschrieben!“

„Aber sie hat doch keine Beine, wie soll sie in eine Hose ...“

„Eben!“ triumphierte Connaught. „Wenn sie keinen Badeanzug mit Hosenbeinen tragen kann – und die Regeln sprechen schließlich von Oberschenkeln –, kann sie nicht den

vorgeschriebenen Schwimmanzug tragen und infolgedessen nicht mitmachen! Ha! Ha! Diesmal hab' ich Sie!“

„Sie freuen sich zu früh, Louis“, erklärte Vining und deutete auf seine eigene Kopie der Wettschwimmregeln. Er hielt sie ins Licht und las: „Fußnote: Diese Vorschriften sind nur als Maßstab gedacht, um schamlose Bekleidung der Art auszuschließen, die öffentliches Ärgernis erregen könnte. Es liegt im Ermessen des Schiedsrichters etc. etc. Wenn wir den Hosenzwickel eines normalen Badeanzugs aufschneiden und Iantha sich den Anzug überzieht, kann man das doch nicht als öffentliches Ärgernis erregend erachten. Was meinen Sie, Mr. Wambach?“

„O Gott, o Gott – ich weiß nicht – aber ich glaube nicht.“

Laird zischelte einem seiner Mädchen etwas zu. „Hören Sie, Miß Havranek, Sie wissen doch, wo mein Koffer ist? Nehmen Sie einen der Ersatzbadeanzüge heraus und schneiden Sie den Zwickel auf. Im Ersthilfekasten ist eine Schere. Richten Sie den Anzug so her, daß Miß Iantha ihn tragen kann.“

Connaught resignierte. „Ich verstehe jetzt“, stellte er bitter fest, „weshalb Sie als Abschluß auf

Dreihundertmeterfreistil statt Staffelschwimmen bestanden haben. Wenn ich gewußt hätte, was Sie im Schilde führen ... Und was Sie betrifft, Mark Vining, wenn ich je in die Verlegenheit kommen sollte, gehe ich lieber ins Gefängnis, ehe ich mir Sie als Anwalt nehme, so helfe mir Gott!“

Mrs. Santalucia hatte Iantha wütend angefunkelt. Jetzt wirbelte sie zu Connaught herum. „Das sein nicht fair! Ich schwimmen gegen Menschen, ich nicht schwimmen gegen Meerfrauen!“

„Bitte, Maria. Lassen *Sie* mich nicht im Stich!“

„Ich nicht schwimmen heute abend!“

Connaught blickte beschwörend zur Tribüne hinauf. Mr. Santalucia und die kleinen Santalucias ahnten offenbar, was vorging, denn sie brüllten nun im Chor: „Komm, Mama! Zeig es ihnen!“

„Also gut. Ich schwimmen ein- oder zweimal. Wenn ich sehen, daß keine Chance, dann nicht mehr schwimmen. Capito?“

„Das ist schon besser, Maria. Es würde ohnehin nicht wirklich gelten, wenn sie gegen Sie gewinnt.“ Connaught stapfte zur Tür und brummte etwas wie „Telefon“ in seinen nichtvorhandenen Bart.

Trotz des verzögerten Beginns verließ niemand aus Langeweile die Schwimmhalle. Im Gegenteil,

die Plätze auf der Tribüne hatten sich gefüllt, und dahinter standen die Neugierigen dicht gedrängt. Offenbar hatte es sich im Hotel herumgesprochen, daß sich etwas Ungewöhnliches tat.

Bis Louis Connaught zurückkehrte, hatten Laird und Vining Iantha bereits den etwas abgeänderten Badeanzug über den Kopf gezogen. Er reichte nicht ganz so weit, wie sie erwartet hatten, da er für ein etwas schmäleres Mädchen gemacht war. Nicht, daß man Iantha als dick bezeichnen konnte, aber ihr menschlicher Oberkörper, wenngleich nicht ausgesprochen mollig, war doch recht angenehm gepolstert, so daß keine Knochen sich abhoben. Iantha wand sich in dem ungewohnten Kleidungsstück und warf Wambach lachend eine Bemerkung auf Griechisch zu. Wambachs Miene nach zu schließen, hoffte er offenbar, daß dieser Ausspruch nicht im wahrsten Sinne des Wortes zu deuten sei.

„Jetzt merken Sie sich, Iantha, daß Sie nicht losschwimmen dürfen, ehe der Startschuß fällt“, mahnte Laird. „Und vergessen Sie nicht, direkt über dem schwarzen Strich auf dem Grund zu schwimmen, nicht zwischen zwei Linien.“

„Oh, schießen Sie mit einer Pistole? Ich fürchte mich so vor Schüssen.“

„Sie brauchen keine Angst zu haben. Es sind nur Platzpatronen. Damit kann nichts passieren. Und unter der Badekappe hört man es auch gar nicht so laut.“

„Herb“, erkundigte Vining sich besorgt, „wird sie am Start nicht Zeit verlieren, weil sie sich nicht mit den Füßen abstoßen kann wie die anderen?“

„Allerdings, aber das spielt keine Rolle. Sie schwimmt fünfzehnhundert Meter in *vier* Minuten, ohne daß sie sich überhaupt anstrengt.“

Ritchey, der Zeitnehmer, ließ zum Fünzigmeterfreistil aufstellen. „Alle an den Start!“ befahl er.

Iantha glitt aus ihrem Stuhl und kroch zur Startplattform. Die anderen Mädchen standen alle mit geschlossenen Füßen, den Oberkörper nach vorn gebeugt, und die Arme leicht nach hinten gestreckt. Iantha nahm ihre eigene Haltung an. Sie hatte den Schwanz unter dem Oberkörper gebogen, und ihr Gewicht ruhte auf den Händen und Flossen.

„Protest!“ brüllte Connaught. „Die Regeln besagen, daß alle Schwimmwettarten, außer Rückenschwimmen, mit einem Sprung zu beginnen haben. Welche Art von Sprung würden Sie das nennen?“

„O Gott!“ stöhnte Wambach. „Was...“

„Das“, erklärte Vining von oben herab, „ist ein Nixensprung. Schließlich können Sie nicht erwarten, daß sie aufrecht auf ihrer Schwanzspitze steht.“

„Aber das ist es ja gerade“, brüllte Connaught. „Erst gestatten Sie einer nichtvorschriftsmäßigen Schwimmerin die Teilnahme. Dann ziehen Sie ihr einen nichtvorschriftsmäßigen Badeanzug an. Und dann erlauben Sie ihr auch noch, mit einem nichtvorschriftsmäßigen Startsprung zu beginnen. Gibt es denn nichts, was Sie wie andere Menschen auch machen können?“

„Aber“, wehrte Vining ab und blickte in sein Regelheft, „es steht lediglich hier, daß der Start bei allen Schwimmwettkämpfen mit einem Sprung zu beginnen hat. Es steht nicht darin, welche Stellung dazu eingenommen werden muß.“

„Ich glaube, er hat recht“, murmelte Wambach.

„Okay, okay“, knurrte Connaught. „Bei unserem nächsten Schwimmen werde ich auch einen Anwalt mitbringen.“

Ritchey gab den Startschuß. Vining bemerkte, daß Iantha ein wenig zusammenzuckte und dadurch vielleicht um eine Spur langsamer war. Die anderen Mädchen sprangen horizontal und landeten mit

einem lauten Platschen auf dem Wasser, während Iantha mit den sanften, gemächlichen Bewegungen eines tauchenden Seehunds ins Wasser glitt. Da ihr die Beine zum Abstoßen fehlten, war sie ein paar Meter hinter den anderen Schwimmerinnen, ehe sie überhaupt zu schwimmen begann. Mrs. Santalucia führte wie üblich und schäumte vorwärts mit den Kraulstößen ihrer schwimmhäutigen Hände.

Iantha machte sich gar nicht die Mühe, aufzutauchen, außer zum Anschlagen am Beckenende, wie man es ihr extra eingetrichtert hatte, damit der Punktrichter nicht vielleicht in Zweifel kam, ob sie überhaupt dort gewesen war. Sie benutzte ihre Arme kaum, von ein paar Steuerbewegungen ihrer Hände abgesehen. Das flinke Auf- und Abwedeln ihrer mächtigen Schwanzflossen torpedierte sie durch das Wasser, daß ihre Blasenbahn etwa zwei Meter hinter ihr zu sehen war. Als sie beim ersten Durchgang durch das noch unaufgewühlte Wasser zum gegenüberliegenden Ende des Beckens brauste, bemerkte Vining, der sich zum Zuschauen an die Bassinseite gestellt hatte, daß sie ihre Nasenöffnungen ganz dicht schließen konnte wie eine Robbe oder ein Flußpferd.

Mrs. Santalucia schaffte diesen Wettbewerb in der beachtlichen Zeit von 29.8 Sekunden. Doch Iantha Delfoiros kam nicht nur als erste am Ziel an, sondern benötigte sogar bloß 8.0 Sekunden. Am Ziel griff sie auch nicht zur Startplattform hoch, um sich mit den Händen herauszuziehen, wie es die anderen Schwimmerinnen nach ihr taten. Sie sprang einfach in die Höhe wie eine Forelle und landete mit einem spritzenden Platschen auf dem Betonboden. Beinahe hätte sie dabei einen der Zeitnehmer umgeworfen. Bis die anderen Mädchen anschlugen und wendeten, saß sie auf ihrem eingezogenen Schwanz auf der Plattform. Und als die anderen sich zum Finish vorwärtsstießen, lächelte sie strahlend zu Vining empor, der sich hatte beeilen müssen, um noch rechtzeitig zur Startseite zurückzukommen.

„Das macht mir viel Spaß, Mark“, sagte sie. „Ich freue mich sehr, daß Sie und 'erbert mich zu diesem Wettschwimmen anmeldeten.“

Mrs. Santalucia kletterte aus dem Wasser und trat an Horwitzs Tischchen. Der junge Mann starrte ungläubig auf die Zahlen, die er selbst auf seiner Liste eingetragen hatte.

„Ja“, sagte er. „So ist es wohl. Miß Iantha Delfoiros 8.0, Mrs. Santalucia 29.8. Bitte, tropfen Sie nicht auf meine Blätter, meine Dame. Sagen Sie,

Wambach, ist das nicht vielleicht ein Weltrekord oder so?“

„Bei Gott!“ stieß Wambach hervor. „Das ist weniger als die halbe Zeit für den Kurzstreckenrekord, ja vielleicht sogar weniger als ein Drittel. Ich muß nachschauen. O Gott, das muß ich mit dem Komitee besprechen. Ich glaube nicht, daß dieser Rekord anerkannt werden wird, obwohl es natürlich keine Regeln gegen die Teilnahme von Nixen gibt.“

Vining erklärte: „Wir haben alle Bestimmungen eingehalten, so daß Rekorde auch anerkannt werden müssen, Mr. Wambach. Miß Delfoiros wurde genau wie die anderen Teilnehmerinnen rechtzeitig angemeldet.“

„Ja, ja, Mr. Vining, aber sehen Sie denn nicht ein, daß ein Rekord eine sehr bedeutende Sache ist? Kein normaler Mensch könnte je auch nur annähernd an diese Zeit herankommen.“

„Höchstens, wenn er einen Außenbordmotor benutzt“, warf Connaught verbittert ein. „Wenn Sie den Teilnehmerinnen Schwanzflossen wie Miß Delfoiros' zugestehen, müßten Sie ihnen auch Propeller erlauben.“

Ich sehe nicht ein, weshalb diese Burschen die einzigen sein dürfen, die sämtliche Regeln

mißachten und sich dann von einem Anwalt Gründe ausdenken lassen, wieso das in Ordnung geht. Ich nehme mir auch einen Rechtsverdreher!“

„Besprechen Sie die Sache ruhig mit dem Komitee, Ogden“, wandte Laird sich an Wambach. „Wir machen uns ohnedies nichts aus den Rekorden, solange wir unseren Freund Louis hier schlagen können.“ Er lächelte Connaught, der vor Wut fast schäumte, nachsichtig an.

„Ich nicht mehr schwimmen“, erklärte Mrs. Santalucia. „Ich nicht haben Chance.“

„Bitte, Maria.“ Connaught zog sie zur Seite. „Nur noch ein Wettkampf, ja, bitte? Mein guter Ruf ...“ Der Rest seiner Worte ging im Widerschall der Schwimmhalle unter. Aber nach einer Weile schien die erboste Favoritin doch seinem Flehen nachzugeben.

Der Hundertmeterfreistil begann auf etwa die gleiche Weise wie der Fünfmeter. Diesmal zuckte Iantha beim Startschuß nicht zusammen und hatte einen schnellen Start. Sie glitt dicht unter der Oberfläche dahin und hinterließ ein Kielwasser wie ein Fischkutter. Die Wellen verwirrten die Schwimmerin in der benachbarten Bahn, eine Miß Breitenfeld vom Creston-Schwimmclub. Infolgedessen stieß Iantha nach dem Wenden heftig

gegen die junge Dame, die in ihre Bahn geraten war. Das bedauernswerte Mädchen ging wie ein prallgefüllter Kartoffelsack blubbernd auf den Grund.

„Foul! Foul!“ brüllte Connaught, was sich allerdings in der lautstarken Aufregung wie „Wau-wau“ anhörte. Mehrere Mädchen, die am Freistilschwimmen nicht teilnahmen, sprangen zur Rettung der Untergegangenen ins Wasser. Das führte natürlich zu einem vorzeitigen Ende dieser Disziplin und zu einem fürchterlichen Durcheinander. Als man Miß Breitenfeld herausgefischt hatte, stellte sich heraus, daß ihr weiter nichts passiert war, sie hatte lediglich eine Menge Wasser geschluckt.

Mark Vining, der nach Iantha Ausschau hielt, entdeckte sie am Rand des Bassins, wo sie sich festhielt und den Kopf schüttelte. Schließlich kletterte sie ein wenig schwerfällig heraus und rief:

„Ist sie verletzt? Fehlt ihr etwas? Oh, es tut mir so leid! Ich rechnete nicht damit, daß jemand in meiner Bahn schwimmt, des'alb paßte ich auch nicht auf.“

„Sehen Sie!“ schrillte Connaught. „Sehen Sie, Wambach? Sehen Sie, was passiert? Es genügt ihnen nicht, mit dem ersten Platz vorliebzunehmen, sie müssen auch noch meine Schwimmerinnen zu

Krüppeln schlagen. Herb“, fuhr er boshaft fort, „warum dressieren Sie sich nicht vielleicht auch noch einen Schwertfisch? Wenn er eines meiner Mädchen rammt, bleibt sie wenigstens für immer außer Konkurrenz.“

„Oh...“, stöhnte Iantha. „Ich – ich wollte es doch nicht – es war bestimmt nicht Absicht.“

„Von wegen, nicht Absicht!“

„Wirklich nicht“, wandte Iantha sich nun an Wambach. „Ich will doch keine Menschen rammen. Jetzt tut mir mein Kopf weh und mein Hals ebenfalls. Glauben Sie vielleicht, ich möchte mir das Genick absichtlich brechen?“ Ianthas abgeänderter Badeanzug war bis unter die Achseln hochgerutscht, aber niemand achtete sonderlich darauf.

„Es war ein Unfall!“ donnerte Laird. „Das konnte doch jeder sehen. Und hört bloß zu! Wenn es ein Foul gewesen ist, dann sicher nicht von Seiten Miß Delfoiros!“

„Das steht außer Zweifel“, stimmte Vining zu. „Sie war in ihrer eigenen Bahn, ganz im Gegensatz zu dem anderen Mädchen.“

„O Gott, o Gott!“ jammerte Wambach. „Ich glaube, Sie haben wieder recht. Der

Hundertmeterfreistil muß wiederholt werden. Möchte Miß Breitenfeld daran teilnehmen?“

Miß Breitenfeld wollte nicht, aber die anderen stellten sich wieder an den Start. Diesmal verlief der Kampf ohne Zwischenfälle. Iantha machte mit einem Sprung ein spektakuläres Finish, während die anderen drei Schwimmerinnen etwa ein Viertel der hundert Meter zurückgelegt hatten.

Als Mrs. Santalucia diesmal aus dem Wasser geklettert war, erklärte sie Connaught: „Ich nicht mehr schwimmen. Das sein gewesen letztesmal!“

„Oh, aber Maria ...“ Doch diesmal konnte er sie nicht mehr überreden. Schließlich fragte er: „Aber Sie machen doch wenigstens bei den Wettkämpfen mit, an denen sie nicht teilnimmt?“

„Geben es solche?“

„Ich glaube schon. He, Horwitz, Miß Delfoiros hat sich doch nicht für das Brustschwimmen eintragen lassen, oder?“

Horwitz sah nach. „Stimmt“, sagte er. „Hat sie nicht.“

„Na, das ist doch was. Sagen Sie, Herb, weshalb haben Sie Ihre Fischfrau dazu nicht gemeldet?“

Vining antwortete für Laird. „Lesen Sie doch Ihre Regeln durch, Louis. Die Füße müssen gleichzeitig

hochgezogen, die Knie auseinander und abgebogen sein ... Und so weiter. Die Regeln für Freistil und Rückenschwimmen machen keine Erwähnung von den Beinen, nur die für das Brustschwimmen. Also keine Beine, auch kein Brustschwimmen. Wir wollen Ihnen doch keine Chance zu berechtigten Einsprüchen geben.“

„Berechtigte Einsprüche!“ schnaubte Connaught und wandte sich ab.

Während des Brustschwimmens wurde Vining sich einer ätherischen Musik bewußt. Zuerst vermeinte er sie sich nur einzubilden, doch dann wurde ihm klar, daß er sie wirklich hörte und sie von einer der Zuschauerinnen kommen mußte. Endlich fand er die Quelle. Es war Iantha Delfoiros, die in ihrem Rollstuhl saß und sanft vor sich hinsah. Als er näher herankam, konnte er auch den Text verstehen.

*Die schönste Jungfrau sitzt
Dort oben wunderbar;
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet;
Sie kämmt ihr goldenes Haar.*

Vining trat an den Rollstuhl und sagte leise: „Iantha, ziehen Sie Ihren Badeanzug herunter, und bitte, singen Sie nicht.“

Sie gehorchte und blickte kichernd zu ihm hoch. „Aber es ist ein schönes Lied“, sagte sie. „Ich 'abe es

von einem schiffbrüchigen Seemann gelernt. Es erzählt von einem Mädchen meines Volkes.“

„Ich weiß, aber das Singen wird die Preisrichter ablenken. Sie müssen genau aufpassen, und es herrscht ohnehin schon viel zu viel Lärm hier.“

„Sie sind ein so netter Mann, Mark, aber so streng!“ Wieder kicherte sie.

Vining wunderte sich über die erstaunliche Veränderung im Benehmen der Seejungfrau. Da plötzlich kam ihm ein entsetzlicher Gedanke.

„Herb!“ flüsterte er. „Erwähnte Iantha gestern abend nicht, daß Süßwasser sie beschwipst macht?“

Laird blickte auf. „Ja. Sie ...“ Großer Gott! Das Wasser im Becken ist natürlich Süßwasser! Daran habe ich überhaupt nicht gedacht. Macht es sich schon bemerkbar?“

„Ich fürchte, ja.“

„Mark! Was sollen wir tun?“

„Ich weiß es nicht. Sie ist noch für zwei weitere Wettkämpfe eingetragen, nicht wahr? Rückenschwimmen und Dreihundertmeterfreistil?“

„Ja.“

„Vielleicht sollten wir sie vom Rückenschwimmen zurückziehen und ihr eine

Chance geben, bis zum Freistil wieder nüchtern zu werden.“

„Das dürfen wir nicht. Selbst mit ihren bisherigen Plätzen werden wir nicht mit allzu großem Vorsprung als Sieger hervorgehen. Louis ist uns beim Kunstspringen voraus, und Mrs. Santalucia ist groß im Brustschwimmen. Bei den Disziplinen, in denen Iantha mitmacht, wird sie sich zwar den ersten, aber Louis' Mädchen werden sich den zweiten und dritten Platz holen. Das bedeutet fünf Punkte für uns, aber auch vier für ihn. Also sind wir ihm nur um einen Punkt voraus. Und ihre Weltrekordzeit gibt uns auch keine extra Punkte.“

„Dann werden wir sie wohl mitmachen lassen und das Risiko auf uns nehmen müssen“, meinte Vining düster.

Ianthas Zustand machte sich in keiner Weise bemerkbar, als sie sich zum Start für das Rückenschwimmen bereit machte. Wieder verlor sie ungefähr eine Sekunde, weil ihr die Beine zum Abstoßen fehlten, aber als sie erst einmal zu schwimmen angefangen hatte, war der Wettbewerb noch einseitiger, als die Fünfzig- und Hundertmeterfreistildisziplinen gewesen waren. Der menschliche Teil ihres Körpers war so gut wie aus dem Wasser und durchschnitt die Oberfläche wie die

vordere Hälfte eines Rennboots. Sie machte Paddelbewegungen mit den Armen, aber lediglich der Technik wegen, die Antriebskraft kam aus den Schwanzflossen. Diesmal sprang sie am Ziel nicht wie eine Forelle auf die Startplattform. Eine Sekunde lang setzte Vinings Herz aus, als es den Anschein hatte, die smaragdgrüne Badekappe würde geradewegs die Fliesen am Ende des Beckens rammen. Aber Iantha hatte die Entfernung auf den Bruchteil eines Zentimeters abgeschätzt und bremste rechtzeitig mit den Flossen ab.

Mrs. Santalucia gewann das Brustschwimmen ohne jegliche Schwierigkeiten, obgleich ihre langsamen Armstöße viel weniger spektakulär waren als die Schmetterlingsbewegungen ihrer Konkurrentinnen. Die schrillen Begeisterungsschreie der kleinen Santalucias konnten sogar über den allgemeinen Radau hinweg gehört werden. Als die Siegerin aus dem Wasser stieg, funkelte sie Iantha an und sagte zu Connaught: „Louis, wenn Sie mich noch einmal lassen gegen eine Meerfrau schwimmen, dann ich nie wieder für Sie schwimmen, nie wieder! Und jetzt ich gehen heim!“ Mit gestrafften Schultern marschierte sie in den Duschraum.

Ritchey wollte gerade an den Start für die letzte Disziplin, das Dreihundertmeterfreistilschwimmen, bitten, als Connaught ihn am Ärmel zupfte. „Jack“, bat er, „warten Sie noch eine Minute. Eine meiner Schwimmerinnen wurde kurz aufgehalten.“ Er verließ die Halle durch eine der Türen.

Laird wandte sich an Vining. „Ich möchte wissen, weshalb Louis ein so selbstzufriedenes Gesicht machte. Er hat bestimmt irgend etwas ganz Gemeines vor. Er hat doch vorher telefoniert, erinnerst du dich?“

„Wir werden es bald wissen ... He, was ist denn das?“ Ein heiseres Bellen drang von irgendwo in die Halle und echote von den Wänden.

Connaught kam mit zwei Eimern zurück. Ihm folgte ein kleiner, rundlicher Mann in drei Pullovern, und hinter dem kleinen Mann watschelte auf seinen langen Flossen ein kalifornischer Seelöwe mit glänzendem Fell. Beim Anblick des sich sanft kräuselnden Wassers im jadegrünen Bassin bellte das Tier erfreut, glitt ins Wasser und schwamm vergnügt herum, ehe es zurück auf die Startplattform sprang und bellte. Dieses Bellen hatte durch die Akustik der Halle einen besonders nervenaufreizenden Effekt.

Ogden Wambach raufte sich das glatte graue Haar. „Connaught!“ brüllte er. „Was soll das?“

„Oh, das ist eine meiner Schwimmerinnen, Mr. Wambach.“

„He!“ donnerte Laird. „Wir werden Einspruch erheben. Miß Delfoiros ist zumindest eine Frau, wenn auch zugegebenermaßen eine vielleicht ungewöhnliche. Aber können Sie *das* eine Frau nennen?“

Connaught grinste wie ein Teufel, der eine neue Fracht Sünder begutachtete. „Haben Sie nicht selbst vorgeschlagen, ich soll mir doch einen Seehund holen?“

„Ich erinnere mich nicht, das gesagt zu haben ...“

„Doch, Herbert“, warf Wambach ein und blickte verzweifelt drein. „Sie haben es gesagt. Bisher gab es nie Schwierigkeiten, zu entscheiden, ob eine Schwimmerin eine Frau ist oder nicht aber jetzt, da Sie Ihre Miß Delfoiros angebracht haben, weiß ich nicht mehr, wo man den Strich ziehen muß.“

„Aber Ogden, das geht nun denn doch zu weit...“

„Genau das habe ich zuvor auch gesagt!“ schrillte Connaught.

Wambach holte tief Luft. „Ich ersuche die Herren, nicht so zu brüllen. Herbert, im Grund genommen

haben Sie vielleicht recht, aber nachdem Sie Ihrer Miß Delfoiros gestatteten, an dem Wettschwimmen teilzunehmen, wäre es nur fair, Louis Seelöwen ebenfalls mitmachen zu lassen, um so mehr, da Sie Louis ja dazu aufforderten.“

„Oh, wir sind immer gern zu Fairneß bereit“, sagte Vining nun. „Aber ich fürchte, der Seelöwe wurde nicht vor dem Wettkampf angemeldet, wie die Regeln es vorschreiben. Wir wollen schließlich nicht mit dem Komitee in Schwierigkeiten kommen...“

„Natürlich wurde sie angemeldet!“ erklärte Connaught. „Hier! Sehen Sie!“ Er deutete auf eine von Horwitzs Tafeln. „Der Name ist Alice Black, und das da ist sie.“

„Aber“, protestierte Vining. „Ich dachte, *sie* sei Alice Black.“ Er deutete auf ein schlankes, dunkelhaariges Mädchen im Badeanzug, die auf einem Fenstersims saß.

„Stimmt“, grinste Connaught. „Es ist reiner Zufall, daß beide den gleichen Namen haben.“

„Sie erwarten doch nicht, daß wir das glauben?“

„Es ist mir egal, ob Sie es glauben oder nicht. Heißt die Seelöwin vielleicht Alice Black oder

nicht?“ Er wandte sich zu dem kleinen rundlichen Mann um, der nickte.

„Ist schon gut“, stöhnte Wambach. „Wir haben keine Zeit, die Geburtsurkunde dieses Tieres einzuholen.“

„Also schön“, brummte Vining. „Wie ist es dann mit dem vorgeschriebenen Badeanzug? Wollen Sie Ihrem Seelöwen nicht einen anziehen?“

„Ist nicht nötig. Alice trägt einen. Er ist sogar angewachsen. Ha, ha! Diesmal hab' ich Sie!“

„Nun, ich nehme an, man könnte ein natürlich gewachsenes Fell als gleichwertig mit einem Badeanzug erachten.“

„Natürlich kann man das. Das ist es ja. Außerdem soll der Badeanzug der Sittlichkeit halber getragen werden, und wer kümmert sich schon um die Sittlichkeit einer Seelöwin?“

Vining versuchte es noch einmal. „Sie verweisen auf das Tier als ‚sie‘. Aber wie sollen wir wissen, daß es tatsächlich weiblichen Geschlechts ist? Selbst Mr. Wambach würde nicht zulassen, daß Sie ein Seelöwenmännchen an einem Damenwettschwimmen teilnehmen lassen.“

„Wie erkennt man das Geschlecht bei einem Seelöwen?“ erkundigte sich nun Wambach.

Connaught blickte den kleinen runden Mann an. „Nun, vielleicht sollten wir der Sache im Augenblick nicht zu tief auf den Grund gehen. Wie wäre es, wenn ich mich einstweilen mit zehn Dollar – hier ist der Schein – damit verbürge, daß Alice ein Weibchen ist, und Sie sich dann ihres Geschlechts später versichern?“

„Ich würde sagen, das ist fair“, meinte Wambach.

Vining und Laird blickten einander an. „Sollen wir es ihm durchgehen lassen, Mark?“ fragte letzterer.

Vining schaukelte ein paar Sekunden auf den Fersen, dann brummte er: „Warum nicht? Kann ich dich draußen kurz sprechen, Herb?“ Er wandte sich an die anderen. „Es macht Ihnen doch sicher nichts aus, mit dem Start noch zwei oder drei Minuten zu warten? Herb und ich sind gleich zurück.“

Connaught wollte wegen der weiteren Verzögerung protestieren, aber hielt es dann doch für besser, zu schweigen. Laird kehrte bald zurück und erschien ungewöhnlich vergnügt.

„'erbert!“ rief Iantha.

„Ja?“ Er beugte den Kopf zu ihr hinab.

„Ich 'abe Angst...“

„Daß Alice Sie beißen könnte?“

„O nein, davor fürchte ich mich nicht. Wenn sie sich nicht anständig benimmt, schlage ich ihr meinen Schwanz auf den Schädel. Aber ich fürchte, Alice kann schneller schwimmen als ich.“

„Hören Sie, Iantha. Schwimmen Sie, ohne sich ablenken zu lassen. Tun Sie Ihr Bestes, und wundern Sie sich über nichts, egal was geschieht, okay?“

„Was murmeln Sie beide da?“ fragte Connaught.

„Das geht Sie absolut nichts an, Louis. Was haben Sie denn da in Ihren Eimern? *Fische!* Ah, ich sehe jetzt, wie Sie es machen wollen. Geben Sie doch lieber gleich auf.“

Connaught schnaubte lediglich.

Die einzigen Teilnehmerinnen an dem Dreihundertmeterfreistil waren Iantha Delfoiros und der Seelöwe mit dem angeblichen Namen Alice Black. Die anderen Schwimmerinnen erklärten, daß keine zehn Pferde sie zu dem Tier in das Becken schleifen könnten. Nicht einmal der Hinweis auf den so wichtigen dritten Platz änderte ihren Entschluß.

Iantha nahm ihre übliche Starthaltung ein. Neben ihr manövrierte der kleine Mann Alice. Er hielt sie an einer improvisierten Leine aus mehreren Stricken. Connaught hatte sich am gegenüberliegenden Ende des Beckens mit einem der Eimer aufgestellt.

Ritchey gab den Startschuß. Der kleine Mann löste seinen Strick und sagte: „Hol sie dir, Alice!“ Connaught nahm einen Fisch aus seinem Eimer und winkte damit. Aber Alice, die der Schuß furchtbar erschreckt hatte, bellte heftig und blieb, wo sie war. Erst als Iantha schon fast das andere Ende erreicht hatte, entdeckte Alice den Fisch in Connaughts Hand. Da glitt sie ins Wasser und schoß wie ein Pfeil dahin. Wer Seelöwen lediglich in einem Zoo oder Aquarium herumtollen hat sehen, kann sich überhaupt nicht vorstellen, wie flink die Tiere sein können, wenn sie wollen. So schnell die Meernixe auch war, der Seelöwe war schneller. Alice tauchte nur zweimal hüpfend aus dem Wasser, ehe sie am anderen Ende ankam und auf dem Beton landete. Ein Schluck, und der Fisch war verschwunden.

Doch da entdeckte sie den Eimer und versuchte, ihren Kopf hineinzustecken. Connaught wehrte sie so gut er konnte mit den Füßen ab. Am Startende hatte der kleine Mann inzwischen ebenfalls einen Fisch aus seinem Eimer geholt. Er winkte damit und brüllte: „Hier, Alice!“

Alice begriff nicht, bis Iantha das Becken zum zweitenmal durchschwommen hatte. Doch dann holte sie die verlorene Zeit auf.

Der gleiche Zwischenfall ergab sich am Startende des Bassins. Alice sah nicht ein, weshalb sie fünfundzwanzig Meter um einen Fisch schwimmen sollte, wenn es hier vor ihrer Nase einen ganzen Eimer voll gab. Das Ergebnis war, daß Iantha nach der Halbzeit zwei Beckenlängen Vorsprung hatte. Doch dann begann Alice das Wettschwimmen offenbar Spaß zu machen. Sie überholte Iantha bei der achten Länge, sprang am Ende gerade kurz genug aus dem Wasser, um ihren Fisch zu verschlingen, und schon brauste sie zum anderen Ende. In der Mitte der zehnten Länge hatte sie zehn Meter Vorsprung vor der Nixe.

Zu diesem Zeitpunkt kamen Mark Vining in die Halle gerannt. In jeder Hand schleppte er ein Goldfischglas. Miß Havranek und Miß Tufts, beide ebenfalls von den Knickerbockern, beide ebenso beladen, eilten hinter ihm her. Die Gäste des Hotels Creston hatten zwar ein wenig gestaunt, als plötzlich ein dunkelhaariger, ernster junger Mann und zwei Mädchen in Badeanzügen in das Foyer gerannt kamen, sich sechs Goldfischgläser unter die Arme klemmten und damit davonliefen. Aber sie waren zu wohlerzogen, sich nach dem Grund dafür zu erkundigen.

Vining trat an eine Seite des Bassins und leerte die Gläser in das Becken. Wasser und Goldfische regneten hinab. Miß Havranek und Miß Tufts folgten seinem Beispiel an anderen Punkten entlang dem Beckenrand.

Es zeitigte sich sofort ein Resultat. Die fast kugelförmigen Gläser waren ziemlich groß, und jedes hatte zumindest sechs bis acht nicht gerade kleine Goldfische enthalten. Die etwa vierzig leuchtend hellen Fische, erschrocken über die grobe Behandlung, schossen verwirrt durch das Becken.

Alice, jetzt in der Mitte der elften Länge, verließ ihre Bahn in steilem Winkel. Niemand sah sie den Fisch schnappen, gerade war er noch da gewesen, und schon war er fort. Alice schnellte sich mit ihren Flossen vorwärts und schoß diagonal durch das Becken. Ein zweiter Goldfisch verschwand. Vergessen waren ihr Herr und Louis Connaught und deren Eimer. Das hier machte viel mehr Spaß. Inzwischen beendete Iantha das Wettschwimmen. Auf der letzten Länge konnte sie gerade noch einen Zusammenstoß mit dem eifrig jagenden Seelöwen vermeiden.

Connaught schleuderte wütend den Fisch in seiner Hand in das Bassin. Alice schnappte sich ihn und machte sich weiter über die Goldfische her.

Connaught rannte zur Startplattform. „Foul!“ rief er. „Foul! Protest! Foul! Foul!“

Er kam an, als die Zeitnehmer ihre Uhren verglichen. Laird und Vining veranstalteten eine Art Kriegstanz, und Ogden Wambach sah aus wie der Märzhase in *Alice im Wunderland* am 28. Februar.

„Ruhe!“ schrie der Schiedsrichter. „Hören Sie zu brüllen auf, Louis! Wenn Sie weiter so schreien, machen Sie mich wahnsinnig. Ich bin es ohnehin schon fast! Ich weiß, was Sie sagen wollen.“

„Also – also, warum tun Sie dann nichts? Warum sagen Sie diesen Gaunern nicht, daß sie gegen die Regeln verstoßen haben? Warum lassen Sie sie nicht aus der Union hinauswerfen? Warum ...?“

„Beruhigen Sie sich, Louis“, mahnte Vining. „Wir haben nichts Regelwidriges getan.“

„*Wa-as?* Ihr – ihr gemeinen ...“

„Nehmen Sie sich zusammen!“ Vining blickte bedeutungsvoll auf seine Fäuste. Der Giftzwerg Connaught folgte seinem Blick und wurde ein wenig ruhiger. „Es steht nichts in den Regeln, das verbieten würde, Fische in das Bassin zu geben. Intelligente Schwimmerinnen wie Miß Delfoiros sind klug genug, einfach nicht auf sie zu achten, wenn sie an einem Wettschwimmen teilnehmen.“

„Aber – was – Sie verd ...“

Vining kehrte ihm den Rücken und überließ es den beiden Trainern und dem Schiedsrichter, ihn zu beruhigen. Er hielt Ausschau nach Iantha. Sie saß am Bassinrand und paddelte mit den Flossen im Wasser. Neben ihr lagen vier noch schwach zappelnde Goldfische, schön auf den Fliesen aufgereiht. Als er näherkam, hob sie gerade einen hoch und schob die vordere Hälfte in den Mund. Flüchtig war das Blitzen perlweißer Zähne zu sehen und das krampfhafte Zucken des Goldfischschwanzes. Dann war seine vordere Hälfte verschwunden, und die hintere folgte sogleich.

In diesem Augenblick entdeckte Alice die drei restlichen Goldfische. Der Seelöwe hatte alle im Bassin bereits verschlungen und suchte nun halb watschelnd, halb kriechend auf dem Beton nach mehr. Er schlitterte an Vining vorbei auf die Nixe zu.

Iantha sah ihn kommen. Sie hob den Schwanz aus dem Wasser, wirbelte herum und schwang die Flossen in weitem Bogen, ehe sie sie mit einem heftigen Platschen auf den Schädel des Tieres hieb, Vining, der noch etwa sechs Meter entfernt war, hätte schwören können, daß er den Luftzug spürte.

Alice heulte vor Schmerz und Überraschung auf und schlitterte kopfschüttelnd weiter, vorbei an Vining, und aus Gründen, die nur ihr klar waren, zum Zentrum der immer noch heftigen Auseinandersetzung. Dort biß sie Ogden Wambach ins Bein. Der Schiedsrichter heulte nun ebenfalls auf und kletterte auf Horwitzs Tisch.

„He! Sie bringen mir meine Listen durcheinander!“ protestierte der Punktrichter.

„Ich sage immer noch, daß sie Gauner und Publicityjäger sind!“ kreischte Connaught und schwenkte sein Regelbuch.

„Blödsinn!“ donnerte Laird. „Er ist bloß sauer, weil wir mehr Einfälle haben als er! Schließlich hat er ja angefangen mit seiner schwimmhäutigen Frau.“

„Eure verdammten Proteste!“ schrie jetzt Wambach. „Euer verdammter Seelöwe! Eure verdammten Listen! Eure verdammte Meernixe! Eure verdammte schwimmhäutige Frau! Ihr alle könnt mich... Alle, hört ihr? Ihr treibt mich in den Wahnsinn! Wahnsinn! Noch ein einziges Wort von auch nur einem von euch, und ich Sorge dafür, daß ihr aus der Union ausgeschlossen werdet!“

„Au! Au!“ bellte Alice.

Iantha hatte ihre Goldfische verzehrt. Sie war dabei, ihren Badeanzug wieder hinunterzuziehen, als sie ihren Entschluß änderte. Sie zog ihn sich über den Kopf, ballte ihn zusammen und warf ihn über das Bassin. Auf halbem Weg rollte er sich auf und schwebte ins Wasser hinab. Die Nixe räusperte sich, holte tief Luft und begann mit klarem, weittragendem Sopran herzerweichend zu singen:

Rheingold!

Reines Gold,

Wie lauter und 'ell!

Leuchtest 'old du uns!

Um dich, du klares...

„Iantha!“

„Was ist los, Mark?“ Sie kicherte. „Ich sagte, es ist Zeit, nach Hause zu gehen.“ „Oh, aber ich will nicht nach 'ause gehen. Ich 'abe 'ier viel Spaß.“

Nun wir klagen!

Gebt uns das Gold ...

„Wirklich, Iantha, wir müssen gehen.“ Er legte eine Hand auf ihre Schulter. Die Berührung brachte sein Blut in Wallung. Gleichzeitig wurde ihm klar, daß Ianthas letzter Rest von Nüchternheit verschwunden war. Das Dreihundert-meterschwimmen im Süßwasser hatte die gleiche

Wirkung auf sie gehabt wie drei zum Rand gefüllte Martinis. Der Text eines alten Liedes drängte sich in Vinings Kopf:

*Was machen wir mit einer beschwipsten Seejungfrau
Um drei Uhr früh am Morgen?*

„O Mark, Sie sind immer so ernst, wenn man vergnügt ist. Aber wenn Sie schön bitte sagen, komme ich mit.“

„Sehr gut, bitte, kommen Sie mit. So, legen Sie Ihren Arm um meinen Hals, dann trage ich Sie zu Ihrem Stuhl.“

Das jedenfalls war Mark Vinings Absicht. Er legte eine Hand um ihre Taille und die andere um ihren Schwanz. Dann wollte er sich aufrichten. Aber er hatte vergessen, daß Ianthas Schwanz bei weitem schwerer war, als man glauben mochte. Tatsächlich brachte dieser lange und überaus kräftige Körperteil aus Knochen, Muskeln und Knorpeln ihr Gesamtgewicht auf gut hundertfünfundzwanzig Kilo. Vinings Versuch endete damit, daß er mit seiner Last kopfüber ins Bassin fiel. Auf die Zuschauer erweckte es den Eindruck, als hätte er Iantha hochgehoben und wäre dann absichtlich mit ihr ins Wasser getaucht.

Er kam hoch und schüttelte das Wasser aus dem Haar. Iantha tauchte vor ihm hoch. „Sie wollen also

einen Spaß mit Iantha machen? Ich dachte, Sie seien sehr ernsthaft, aber Sie wollen spielen. Also gut, dann mache ich mit.“ Sie klatschte mit der Hand aufs Wasser, daß ein Schwall in Vinings Mund und Nase platschte. Blindlings arbeitete er sich auf den Beckenrand zu. Er war ein guter Schwimmer, aber sein Anzug behinderte ihn. Ein weiterer Schwall brauste auf seinen bedauernswerten Kopf herab. Er bekam die Augen gerade rechtzeitig auf, um Iantha mit dem Kopf voraus in die Tiefe tauchen zu sehen, während ihre Flossen noch dicht vor seiner Nase wedelten.

„Markiiii!“ Ihre Stimme erschallte bereits hinter ihm. Er drehte sich um und stellte fest, daß Iantha einen großen schwarzen Würfel aus Weichgummi hielt. Das Ding diente den Hotelgästen als Spielzeug und war während des Schwimmturniers am Bassingrund liegengelassen worden.

„Fang!“ rief Iantha vergnügt und warf. Der Würfel traf Vining genau zwischen den Augen.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf dem nassen Betonboden. Er setzte sich auf und nieste. Ihm schien, als wäre sein Kopf voll Salmiakgeist. Louis Connaught stellte die Flasche mit dem Riechsalz zur Seite, und Laird flößte ihm Whisky ein. Iantha saß

neben ihm auf ihrem zusammengerollten Schwanz. Sie weinte.

„O Marki! Du bist nicht tot? Geht es dir wieder gut? Oh, es tut mir ja sooo leid! Ich wollte dir nicht weh tun.“

„Ich glaube, ich bin schon wieder in Ordnung“, sagte er heiser. „War ja nicht Absicht. Machen Sie sich keine Sorgen.“

„Oh, ich bin ja so froh!“ Sie legte die Arme um ihn und drückte ihn so fest, daß er seine Knochen beängstigend knirschen hörte.

„Wenn man jetzt meinen Anzug trocknen könnte. Louis, wäre es – uh ...“

„Aber natürlich“, versicherte ihm Connaught und half ihm hoch. „Wir legen Ihre Sachen über die Heizung im Umkleideraum der Männer. Ich leihe Ihnen inzwischen eine Trainingshose und ein Sweatshirt.“

Als Vining in den geborgten Sachen zurück in die Schwimmhalle kam, mußte er sich einen Weg durch die Menge bahnen, die auf der Startseite herumstand. Erleichtert stellte er fest, daß Alice verschwunden war. Iantha hielt in ihrem Rollstuhl Hof inmitten der Anwesenden. Vor ihr stand ein großer Mann im Smoking, mit einem schwarzen,

über die Schulter zurückgeworfenen Cape, mit dem Rücken zum Bassin.

„Ich bin Joseph Clement“, erklärte er. „Mit mir als Agenten stehen Ihnen alle Möglichkeiten für eine Karriere als Schauspielerin oder Sängerin offen. Ich hörte Ihre Stimme und weiß, daß sich Ihnen mit nur geringer Ausbildung die Türen zur Metropolitan wie von selbst öffnen würden.“

„Nein, Mr. Clement. Das wäre sehr schön, aber ich muß morgen nach 'ause zurückkehren.“ Sie kicherte.

„Aber meine liebe Miß Delfoiros – wo sind Sie übrigens zu Hause, wenn ich fragen darf?“

„Zypern.“

„Zypern? Hmmmm, lassen Sie mich überlegen ... Wo liegt es?“

„Sie wissen nicht, wo Zypern liegt? Sie sind kein netter Mann. Ich mag Sie nicht. Ge'en Sie weg!“

„Aber meine liebe, teure Miß Del...“

„Ge'en Sie weg, 'abe ich gesagt. Verschwinden Sie!“

„Aber...“

Ianthas Schwanz holte aus und traf den Mann in den Solarplexus.

Die kleine Miß Havranek und Miß Tufts warfen einander einen Blick zu, als sie sich zu ihrer nächsten Rettung bereitmachten. „Es reicht mir allmählich, ständig irgendeinen Trottel aus dem Wasser zu ziehen“, sagte Miß Havranek erbost.

Der Himmel färbte sich mit dem ersten Grau des Morgens, als Laird seinen großen alten Wagen aus der Garage seines Hauses fuhr und in der Einfahrt hielt. Der Wind peitschte den schweren Regen fast horizontal vor sich her.

Er stieg aus und half Vining Iantha in den Wagen tragen. Vining setzte sich zu der Nixe auf den Rücksitz. Er beugte sich nach vorn. „Jones Beach“, sagte er.

„Jawohl, mein Herr“, erwiderte Laird spöttisch. „He, Mark, bist du sicher, daß wir nichts vergessen haben?“

„Ich habe mir eine Liste aufgestellt und alles abgestrichen.“ Vining gähnte. „Ich hätte nichts gegen ein bißchen mehr Schlaf gehabt. Bist du sicher, daß du nicht am Lenkrad einschlafen wirst?“

„Na weißt du, Mark, mit all dem Kaffee, der in mir herumblubbert, werde ich eine ganze Woche nicht mehr schlafen können.“

„Wir haben uns eine schöne Zeit zum Verschwinden ausgesucht.“

„Allerdings. Aber in ein paar Stunden wird es von Reportern nur so wimmeln. Wenn nicht das Wetter wäre, wären sie vermutlich jetzt schon da. Wenn sie herausbekommen, daß die Gans mit dem Fuchs durchgegangen ist – verdammt, andersherum, natürlich, aber du weißt schon, was ich meine... Du, ich glaube, es ist besser, du rollst die Vorhänge herunter, bis wir auf Long Island sind.“

„Ja, das dürfte angebracht sein, Herb.“

Iantha fragte mit kläglichem Stimme: „War ich gestern Nacht sehr schlimm gewesen, als ich betrunken war, Mark?“

„Nicht sehr. Jedenfalls nicht mehr als ich gewesen wäre, wenn ich in einem Bassin voll Sherry hätte schwimmen müssen.“

„Es tut mir so leid – ich bemühe mich immer, nett zu sein, aber das Süßwasser steigt mir in den Kopf. Der arme Mr. Clement, den ich ins Wasser gestoßen habe ...“

„Oh, er ist temperamentvolle Leute gewöhnt. Das gehört zu seinem Geschäft. Aber ich fürchte, es war keine sehr gute Idee, auf dem Nachhauseweg den

Schwanz aus der Wagentür zu stecken und den Polizisten damit unter dem Kinn zu kitzeln ...“

Sie kicherte. „Aber er 'at so überrascht dreingeschaut!“

„Das hat er allerdings! Doch ein überraschter Bulle kann manchmal recht unangenehm werden.“

„Wird Sie das in Schwierigkeiten bringen?“

„Ich glaube nicht. Wenn er klug ist, wird er es überhaupt nicht melden. Sie können sich vorstellen, wie sein Bericht sich anhören würde: Um 23 Uhr 45 an der Ecke Broadway und Neunundachtzigsten von einer Nixe angegriffen ...“ Nun grinste auch Vining. „Aber *wo*, bei allen Heiligen, haben Sie diese etwas sehr abgewandelte Version von Barnacle Bill, dem Seemann, gehört?“

„Ein griechischer Schwammtaucher, den ich in Florida kennenlernte, sang mir das Lied vor. Er ist ein Freund meines Volkes, und er war es auch, der mir Englisch beibrachte. Er amüsierte sich immer über meinen zypriotischen Akzent, wenn wir uns auf griechisch unter'ielten. Es ist ein 'übsches Lied, nicht wahr?“

„Nun ja, 'hübsch' wäre wohl nicht gerade das Wort, das ich dafür benutzen würde.“

„Wer hat den Wettkampf gewonnen? Ich 'abe es nicht mehr ge'ört.“

„Oh, Louis und Herb besprachen sich und kamen zu dem Schluß, daß sie beide soviel Publicity aus dem Ganzen gewannen, daß es im Grunde genommen gar nicht wichtig war. Sie beschlossen, die Entscheidung der A.A.U. zu überlassen, soll die sich doch den Kopf zerbrechen. Wir werden beispielsweise behaupten, daß wir Alice nicht gefoult haben, weil Louis sie bereits durch seine Rufe mit dem Fischewinken disqualifiziert hatte. Wissen Sie, das ist Beeinflussung. Und die Beeinflussung eines Teilnehmers während eines Wettkampfs ist nicht erlaubt.“

Aber etwas anderes, Iantha, weshalb wollen Sie uns denn so schnell verlassen?“

Sie zuckte die Schultern. „Mein Geschäft mit 'erbert ist abgeschlossen, und ich 'abe meiner Schwester versprochen, vor ihrer Entbindung zurück zu sein.“

„Sie legen keine Eier? Aber natürlich nicht! Habe ich nicht gestern persönlich bewiesen, daß Sie der Gattung Säugetiere angehören?“

„Markii! Was glauben Sie nur! Aber wie dem auch sei, ich will nicht länger 'ierbleiben. Ich mag Sie, und ich mag 'erbert, aber es gefällt mir nicht, an

Land zu leben. Wenn Sie sich vorstellen, daß Sie im Wasser bleiben müßten, werden Sie mich verste'en. Und wenn ich 'ierbliebe, würden die Reporter kommen, und bald würde ganz New York von mir sprechen. Wir Wasserfrauen und -männer möchten nicht, daß die Menschen von uns erfa'ren.“

„Weshalb nicht?“

„Wir waren frü'er 'in und wieder mit ihnen befreundet, aber es fü'rte immer zu Schwierigkeiten. Und jetzt 'aben die Menschen Schußwaffen und schießen auf alles, sogar, wenn es noch Kilometer entfernt ist. Voriges Jahr bekam mein Großonkel eine 'arpune in den Schwanz von einem der Unterwasserjäger, der ihn für einen Tümmler 'ielt. Wir lassen uns nicht gern jagen und vielleicht gar ausgestopft einer Trophäensammlung einverleiben. Wenn wir also ein Schiff oder Boot oder auch ein Flugzeug se'en, tauchen wir eilig weg.“

„Das ist wohl der Grund, weshalb man seit ein paar Jahrhunderten kaum noch etwas über Meermenschen hört und deshalb nicht mehr an sie glaubt, ganz im Gegenteil zu früher.“

„Ja, wir sind nicht dümmer als ihr Landmenschen, also erwischt ihr uns auch nur sehr selten, wenn über 'aupt. Des'alb muß dieses Geschäft mit 'erbert auch ge'eim bleiben. Nicht einmal seine Firma darf

erfa'ren, wer die ze'ntausend Bademützen gekauft 'at. Aber das wird sie auch nicht interessieren, solange sie ihr Geld dafür bekommen 'at. Und uns 'ilft es, weil wir nun nicht mehr stundenlang auf den Felsen in der Sonne sitzen müssen, um unser 'aar zu trocknen. Vielleicht werden wir später auch einmal auf ähnliche Weise Messer und Harpunen kaufen. Sie wären besser als die Muschelwaffen, die wir jetzt benutzen.“

„Ich nehme an, Sie holen sich die Münzen aus alten Wracks?“

„Ja. Es liegt eines ganz in der Nä'e von ... Aber nein, das darf ich Ihnen nicht erzählen. Wenn die Landmenschen etwas von einem Wrack erfahren, kommen sie gleich mit ihren Tauchern. Die ganz in der Tiefe sind uns natürlich egal, denn wir selbst können nicht so tief tauchen. Wir müssen immer wieder zum Luft'olen 'ochkommen wie ein Wal.“

„Da verstehe ich nur nicht, wie Herb Sie dazu überreden konnte, an dem Schwimmwettbewerb teilzunehmen.“

„Oh, ich versprach es ihm, als er mich bat – da wußte ich nur noch nicht, wieviel Aufregung es geben würde. Und als es mir klar zu werden begann, sagte er, ich müsse mein Wort 'alten. Ich glaube, er

'at des'alb ein schlechtes Gewissen, darum schenkte er mir diese schöne 'arpune.“

„Beabsichtigen Sie, jemals hierher zurückzukommen?“

„Nein, ich glaube nicht. Wir 'atten einen Ausschuß gebildet und man wählte mich, wegen der Badekappen Ver'andlungen zu führen. Und nun, da alles in die Wege geleitet ist, besteht kein Grund mehr für mich, wieder an Land zu ge'en.“

Vining schwieg eine Weile. Dann platzte er heraus.

„Verdammt, Iantha. Ich will es einfach nicht glauben, daß Sie uns jetzt gleich verlassen werden und durch den ganzen Atlantik schwimmen wollen, und daß ich Sie nie wiedersehen werde.“

Sie tätschelte seine Hand. „Das können Sie vielleicht nicht verste'en, aber es ist trotzdem so. Denken Sie daran, daß Freundschaft und Liebe zwischen meinem Volk und dem ihren immer Unglück bringt. Ich werde noch lange gern an Sie denken, aber mehr darf nicht sein.“

Er schluckte und blickte starr geradeaus.

Nach einer Weile sagte sie: „Mark, Sie wissen, daß ich Sie mag, und ich glaube, Sie mögen auch mich, 'erbert hat eine Filmmaschine in seinem 'aus,

und er zeigte mir ein paar Filme, wie die Landmenschen leben. Da erfuhr ich von einem Brauch der Leute dieses Landes, wenn sie einander mögen. Sie nennen es – Küssen, glaube ich. Ich möchte diesen Brauch lernen.“

„Wa-as? Von *mir*?“ Für einen Mann von Marks Schüchternheit war der Schock fast körperlich schmerzhaft. Aber ihre Arme schlangen sich bereits um seinen Hals. Plötzlich schien in seinem Kopf ein ganzes Neujahrsfeuerwerk zu explodieren.

„Hier sind wir!“ rief Laird. Da er keine Antwort erhielt, wiederholte er seine Worte noch lauter. Ein schwaches Ja kam schließlich vom Rücksitz.

Jones Beach wirkte trostlos unter den tief hängenden Märzwolken. Der Wind peitschte den Regen gegen die Wagenfenster.

Sie fuhren den Strandweg entlang, bis der hohe Turm sich im Regen verlor. Weit und breit war niemand zu sehen.

Die Männer trugen Iantha ans Wasser und brachten ihr die Sachen nach, die sie mitzunehmen beabsichtigte. Sie bestanden aus einer Kiste mit Sardinendosen, die sie sich mit einem Riemen über die Schulter hängen konnte, einer kleineren Kiste mit ihrer persönlichen Habe, und der Harpune, mit

der sie sich unterwegs selbst hin und wieder eine Mahlzeit besorgen konnte.

Iantha schlüpfte aus ihrer von Lairds Schwester geliehenen Kleidung und streifte sich die Bademütze über die Haare. Vining sah ihr zu, während sein Mantelsaum gegen seine Beine schlug und es ihm schien, als versinke sein Herz durch die feuchten Schuhe im Sand.

Sie schüttelten sich die Hände, dann küßte Iantha sie beide, ehe sie ins Wasser glitt. Und schon war sie verschwunden. Vining glaubte, sie von einem Wellenkamm winken zu sehen, aber bei diesem Wetter konnte er nicht sicher sein.

Sie stapften zum Wagen zurück, während ihnen der Regen ins Gesicht schlug, und blinzelten gegen die Tropfen. Laird brummte: „Du siehst aus, als hättest du den Dollar verloren, mit dem deine Mama dich zum Einkaufen geschickt hat.“

Vining schwieg. Er hatte sich nun vorn im Wagen zu Laird gesetzt und trocknete seine Brille mit einem Taschentuch, als wäre das eine ungeheuer wichtige und anstrengende Tätigkeit.

„Du hast dich wohl verknallt?“

„Na und?“

„Du weißt ja, daß es hoffnungslos ist.“

„Herb!“ brauste Vining auf. „Mußt du noch Salz in die Wunde streuen?“

Laird war nicht beleidigt, dafür empfand er viel zu viel Mitgefühl für seinen Freund. Nachdem sie eine kurze Strecke gefahren waren, sprach Vining von selbst. „Das war die einzige Frau, die ich je kannte, bei der ich meine Schüchternheit vergaß und mit der ich mich unterhalten konnte.“

Später murmelte er. „Ich war in meinem ganzen Leben noch nie so durcheinander. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß ein anderer es je war. Vielleicht sollte ich erleichtert sein, daß es vorbei ist. Aber ich bin es nicht.“

Nach einer weiteren Pause bat er: „Du läßt mich doch auf dem Rückweg in Manhattan heraus, ja?“

„Sicher. Wo du willst. Bei deinem Apartment?“

„Irgendwo in der Nähe vom Times Square genügt. Es gibt eine nette Bar dort.“

Wenigstens funktionieren die männlichen Instinkte in dieser Krise normal, dachte Laird.

DIE GEISTER DES MELVIN PYE

Das war es schon wieder.

Bernard Rigoulot stützte sich auf einen Ellbogen und starrte in die Finsternis.

Mach dich nicht lächerlich, Barney, sagte er sich. Es ist nur deine Einbildung. So etwas gibt es nicht - ja, du siehst Gespenster! Du wirst alt – solltest zu einem Arzt gehen. Und wenn du dir keinen leisten kannst, dann laß dich wenigstens in der Klinik untersuchen!

Die zwei streitenden Stimmen murmelten und flüsterten den Boden entlang und die Wand hoch.

Wenn Sie mich schon nicht schlafen lassen, dachte Rigoulot, sollten sie wenigstens so laut reden, daß ich sie verstehen kann.

Die Stimmen wurden tatsächlich lauter, als hätte man am Radioknopf gedreht.

Du Schuft, jetzt ist er aufgewacht, sagte eine Stimme.

Ich weiß es, Kamerad, sagte die zweite.

Du wirst ihm Angst machen.

Genau das beabsichtige ich auch.

Es ist gegen die Regeln.

Ein vulgärer Laut war zu hören. Dann zeigte sich eine Erscheinung.

Es war der Geist eines wohlbeleibten, dunklen Mannes von etwa vierzig, mit einem kleinen Schnurrbart. Er trug einen gepflegten Zweireiher. Jetzt beugte er sich über das Fußende des Bettes, streckte einen dicken Zeigefinger aus und sagte:

Buhhhh'

Rigoulot stieß seine Frau in die Seite. „He, Schatz! Wach auf!“

Bertha wachte auf. „Was ist denn?“

„Schau doch! Siehst du, was ich sehe?“

„Sieht aus wie ein Geist“, meinte sie.

Ich bin ein Geist, sagte die Erscheinung. *He-he-he!*

„I-i-i-i-i!“ kreischte Mrs. Rigoulot und zog sich die Bettdecke über den Kopf.

He-He! kicherte der Geist weiter. *Hab' ich es ihnen nicht gezeigt, Tugendbold?*

Willst du vielleicht sofort aufhören! befahl eine Stimme – entweder dieselbe oder eine, die genau

wie sie klang. Doch nun zog auch Rigoulot sich die Decke über den Kopf.

George Conroy von der Conroy Immobilien- und Hausverwaltungs-Gesellschaft blickte mit einem gezwungenen Lächeln von seinem Schreibtisch auf. Er wußte, daß Mieter nur dann zu ihm kamen, wenn sie eine Beschwerde vorbringen wollten.

„Guten Tag, Mr. Conroy“, sagte Bernard Rigoulot.

„Oh, guten Morgen, Mr. – uh – Rigoulot“, sagte Conroy. „Ich werde gleich morgen oder übermorgen einen Mann schicken, um den Brenner zu reparieren.“

Rigoulot ignorierte dieses Versprechen. „Ich muß meinen Vertrag lösen“, erklärte er.

„Das können Sie nicht. Sie haben ihn schließlich unterschrieben. Ich werde Ihren Ölbrenner sofort richten lassen.“

„Das ist es nicht. Es spukt.“

„Wer spuckt?“

„Nicht spucken – spuken. Im Haus sind Geister.“

„Sie sind ja verrückt, Mann.“

Rigoulot schüttelte den Kopf.

„Ich hab' gesehen, was ich gesehen hab', und meine Frau hat es auch gesehen“, behauptete er.

„Gestern haben meine Hände den ganzen Tag so gezittert, daß ich nicht zeichnen konnte. Also zieh' ich aus, außer Sie sorgen dafür, daß die Geister verschwinden.“

„Seien Sie ehrlich, Mr. Rigoulot, was ist der wahre Grund Ihres plötzlichen Entschlusses?“

„Ich hab's Ihnen doch gesagt. Es spukt!“

Conroy seufzte. „Hören Sie, werden Sie bleiben, wenn ich eine Nacht in Ihrem Haus zubringe und mir die Geister ansehe?“

„Vielleicht. Wenn Sie mir die Gespenster vom Hals schaffen, überleg' ich's mir.“

Als Rigoulot gegangen war, rief Conroy seine Sekretärin.

„Mrs. Small, bitte bringen Sie mir die Unterlagen über den Häuserblock in der Einhundert-siebenundfünfzigsten.“ Dann beantwortete er das Telefon.

„Ja, Mrs. Barth. Ich schicke sofort jemanden zu Ihnen, gleich morgen oder übermorgen. Also, allerspätestens Freitag.“

„Lassen Sie den Herd lieber schnell richten, Mr. Conroy“, riet ihm die Sekretärin. „Die Barths sind schon zwei Monate mit der Miete im Verzug, und

sie sagen, sie werden nicht bezahlen, ehe er nicht repariert ist.

„Haben Sie ihnen den üblichen Brief geschickt?“

„Ja, aber das half nichts.“

Conroy seufzte. „Dann wird uns wohl nichts übrigbleiben, als ihren verdammten Herd zu richten. Erkundigen Sie sich, wieviel es kosten wird.“

Mrs. Small brachte die Akte über Rigoulots Haus, und Conroy studierte sie.

„Mhm“, murmelte er. „Das ist das Haus, in dem dieser Pye ermordet wurde – eine Woche, ehe wir den Block übernahmen. *Hm!*“

„Haben Sie Angst?“ fragte Mrs. Small.

Noch ehe Conroy eine bissige Antwort formulieren konnte, läutete das Telefon erneut.

„Es ist Miß Winston“, sagte Mrs. Small.

Jetzt übernahm nicht die Maklerfirma das Telefon, sondern George Conroy, der Privatmann. Er selbst sprach jedoch nur Monosilben in den Apparat, von denen die Hälfte „mhm“ war.

„Okay, Babs“, endete er. „Um sechs, also. Leb wohl.“ „Warum heiraten Sie sie denn nicht, Chef?“ fragte Mrs. Small. „Sie sind es ihr eigentlich schuldig, nachdem Sie jetzt bereits zehn Jahre ihre

Zeit mit Beschlag belegen. Oder haben Sie vielleicht Angst, Ihr Einkommen teilen zu müssen?“

„Ich mische mich ja auch nicht in Ihre Privatangelegenheiten, Mrs. Small!“ knurrte er, und vergrub sich in die Unterlagen von Mr. Rigoulots Haus.

Conroy kam um einundzwanzig Uhr in Rigoulots Haus an und trank das Glas Bier, das der Mieter ihm anbot. Mrs. Rigoulot entschuldigte sich und ging ins Bett. Conroy bedauerte es nicht, denn ihre ganze Unterhaltung beschränkte sich auf Platitüden.

„Sie sind einer meiner besten Mieter, wissen Sie?“ sagte er zu Rigoulot. „Immer pünktlich mit der Miete. Ich würde Sie nicht gern verlieren.“

„So wurde ich eben erzogen“, brummte Rigoulot. „Ich laß mir nichts schenken. Aber verstehen Sie, ich kann nicht in einem Haus leben, in dem Gespenster ihr Unwesen treiben. Wenn ich so zittrig werde, daß ich nicht zeichnen kann, bekommen Sie auch von mir keine Miete mehr, weil ich nichts verdiene.“ Er blickte auf die Uhr. „Zehn vor zwölf. Es ist wohl soweit, das Licht auszuschalten.“

Die Zeit in der Dunkelheit schien viel länger zu sein, als sie wirklich war. Jedenfalls schien es eine Ewigkeit zu dauern, bis sie ein Flüstern hinter der Holzverkleidung hörten, das einmal hier, einmal dort

erklang und schließlich lauter wurde. Conroy hatte das Gefühl, daß sein Blut die Adern verlassen hatte und sich nun alles in den Kopf drängte.

Hop! Verschwinde!

Wie kannst du es wagen!

Zum Teufel mit den Regeln. Ichühl' mich blendend, Juhu!

Das Gespenst, oder was immer, trat in Erscheinung.

Conroy war nicht mutiger und nicht feiger als andere auch, und was war da schon Furchterregendes an einem korpulenten Geist mittleren Alters in einem zweireihigen Anzug? Trotzdem nagte auch an ihm die atavistische Angst. Er erhob sich und spannte seine Muskeln, um das Zittern seiner Knie zu überspielen.

„Wer sind Sie?“ fragte Conroy.

He-he, antwortete das Gespenst. Du also bist der nichtsnutzige Hausbesitzer, eh? Ein Muttersöhnchen und Tugendbold. Paß auf! Jetzt pack' ich dich! Der Geist machte eine schreckliche Grimasse und streckte die Arme aus.

Conroy stand tapfer seinen Mann, bis plötzlich etwas in ihm durchdrehte. Als er seinen klaren Verstand wiedergefunden hatte, war er auf der

Straße und rannte, was er konnte. Ein gespenstisches Gelächter hinter ihm beschleunigte seine Schritte noch. Aber so schnell lief er auch nicht, daß er nicht darüber hätte nachdenken können, wieviel ihn dieses Phänomen wohl kosten mochte...

Nach langem Zaudern und immer noch sehr widerstrebend griff Conroy nach dem Telefon, um eine Detektei anzuheuern. Aus eigenem Antrieb hätte er sich diese Kosten nicht auch noch aufgebürdet, aber Mrs. Smalls Sarkasmus war nicht zu ertragen. „Wollen Sie, daß ich es für Sie tue?“ hatte sie gefragt.

Der Detektiv, der sich bald darauf in Conroys Büro meldete, war ein kräftiger Mann namens Edward Kalesky, der dem Aussehen nach ein Überbleibsel aus dem Paläolithikum sein mochte.

„Geister?“ sagte er. „Sie wollen mich doch nicht auf den Arm nehmen, Mr. Conroy?“

„So etwas täte ich nie!“

„Ich wollte damit sagen, ist der Spuk echt oder ist es Schwindel?“

„Das sollen Sie herausfinden. Zufällig wurde in dem Haus vor zehn Jahren ein Mann namens Melvin Pye von einem Einbrecher ermordet. Mehr weiß ich

jedoch nicht darüber, weil der Häuserblock zu der Zeit noch nicht zu uns gehörte.“

Kalesky näherte sich Rigoulots Haus, ohne sich groß Gedanken zu machen. Er war ein guter Detektiv, denn er verfügte über genügend Phantasie, um sich vorzustellen, was andere in einer bestimmten Situation tun würden, aber doch wiederum auch nicht so viel, daß ungewöhnliche Ereignisse ihn sonderlich erschütterten oder gar Angst einjagten. Was ihm nicht ganz paßte, war die Tatsache, daß er schon fast auf dem Land arbeiten sollte, denn Häuser, die einen Rasen davor hatten, galten für ihn als ländlich.

Nr. 10915 in der Hundertfünfundsiebzigsten war genau wie alle anderen Häuser in diesem Block auch, von ein paar geringen Detailabweichungen und der Farbe abgesehen. Rigoulot, dem man Kaleskys Besuch mitgeteilt hatte, ließ den Detektiv ein und machte es ihm bequem.

Das Gespenst erschien jedoch nicht zur üblichen Zeit. Statt dessen stellten Kaleskys Haare sich zu Berge, als er schrille Schreie aus dem Nachbarhaus kommen hörte. Er wollte gerade durch die Haustür, da schwebte ihm der heimkommende Geist entgegen.

Puh! sagte die Erscheinung. *Hab' ich mich doch glatt verirrt. Diese verdammten Häuser sehen sich alle ähnlich. Richtig, Tugendbold? Das Gespenst rülpste.*

Ohne viel Worte holte Kalesky einen Totschläger aus der Tasche und ließ ihn herabsausen. Er war nicht darauf vorbereitet, daß die Waffe ohne Widerstand durch die Erscheinung drang. Als Folge wirbelte er halb um seine Achse, verrenkte sich seinen Knöchel an der obersten Stufe und fiel.

Er setzte sich auf, betastete seine Verletzung und stöhnte. Rigoulot steckte den Kopf aus der Tür.

„Totschläger sind wohl nicht das Richtige gegen Gespenster“, meinte er.

Verschwinde, du armseliger kleiner Mieter, du! knurrte der Geist und streckte eine Hand nach Rigoulot aus, der daraufhin sofort wieder ins Hausinnere verschwand. Das Gespenst blickte auf Kalesky hinab.

Ein Plattfuß, eh? Neugieriger Schleicher! Bist wohl gekommen, um mir den Spaß zu verderben! Na, dir werd' ich's zeigen! Ich werd' hinter dir herschleichen – huuuuuuuhhhh! Und bei dir zu Haus ins Bett mit dir kriechen und mit den Zähnen klappern! Ich werd' nur meinen Kopf auf deinem Wohnzimmerschrank materialisieren und deinen

Verwandten sagen, was ich von ihnen halte. Ich werde – he, laß los! Verschwinde! Ist mir doch gleich! Der Geist schien mit etwas zu kämpfen und sich allmählich aufzulösen.

Kalesky stand mit schmerzverzerrtem Gesicht auf und hinkte fluchend zu seiner Pension zurück.

Am nächsten Morgen rief Kalesky Conroy an und berichtete, was geschehen war. Conroy war nicht in der Stimmung, ihn zu trösten, denn er hatte seine eigenen Probleme. Der Mieter von 10917, in dessen Haus der Geist versehentlich gespukt hatte, drohte ebenfalls damit, den Mietvertrag vorzeitig zu lösen.

Kalesky verbrachte die nächsten beiden Tage damit, Rigoulots Haus und das Grundstück zu untersuchen. Er hatte einmal eine Zeitlang sogenannte okkulte Phänomene überprüfen müssen, also wußte er, wonach er zu suchen hatte. Doch er fand nicht die geringste Spur von versteckten Lautsprechern oder Projektoren. Er überprüfte auch Rigoulot, aber der kleine Mieter hatte ein recht prosaisches Vorleben. Er war in South Carolina geboren und arbeitete schon seit zwanzig Jahren als technischer Zeichner in der Stadt.

Kalesky hatte sich natürlich auch nach dem verblichenen Melvin Pye erkundigt. Das Datum des Mordes erfuhr er von Mrs. Small. Die Zeitungen in

der Stadtbibliothek hatten über den Mord berichtet, und weitere Informationen erhielt Kalesky von der Polizei. Der Mord war nie aufgeklärt worden, war jedoch offensichtlich die Tat eines ertappten Einbrechers gewesen. Pye war zu jener Zeit der Prokurist einer Cafeteria-Kette gewesen.

Kalesky suchte die Büros der Kette auf. Der größte Teil des Personals hatte seit Pys Tod gewechselt, doch der gegenwärtige Direktor war zu der Zeit, als Pye für die Kette arbeitete, stellvertretender Direktor gewesen und konnte sich an ihn erinnern.

„Ja, er war ein sehr tüchtiger Mann“, sagte der Direktor. „Aber ich glaube nicht, daß er es viel weiter gebracht hätte. Er hatte eine – nun, wie soll ich es sagen? – merkwürdige Art, irgendwie kriecherisch. Und er war so brav, daß es einem fast schlecht werden konnte. Er rauchte nicht, trank nicht, fluchte nicht, na ja, Sie wissen schon, was ich meine. Er war jedoch ein wirklich guter Prokurist – genau und gewissenhaft.“

Dieses Charakterbild Pyes paßte nicht auf den Geist, außer Pye hatte sich nach seinem Tod völlig gewandelt. Kalesky berichtete Conroy über seine Nachforschungen.

„Das ist ja alles gut und schön!“ sagte Conroy gereizt. „Aber das hilft uns den Spuk auch nicht vertreiben. Nummer 10915 steht jetzt leer.“

„Ist Mr. Rigoulot ausgezogen?“

„Ja, er hat seine Stellung verloren, weil er zu zittrig zum Zeichnen war. Mir hat er die Schuld gegeben! Er sagte, er würde bei Verwandten wohnen.“

„Was machen Sie mit dem Haus?“

„Ich ziehe selbst dort ein. Ich hatte bisher eine Wohnung in einem meiner Apartmenthäuser. Aber ich finde leichter einen Mieter für die Wohnung als für das Spukhaus.“

„Sie haben Mut!“

„Eine Sache des blanken Dollars, Kalesky. Aber was werden *Sie* unternehmen?“

Kalesky rieb sich nachdenklich das Kinn.

„Ich weiß es noch nicht. Was halten Sie davon, wenn ich zu Ihnen in das Haus ziehe? Es würde die Auslagen senken.“

Am ersten Abend drückte eine gutaussehende Dame, noch jung genug, um für ein Mädchen gehalten zu werden, auf die Haustürklingel. Als Kalesky die Tür öffnete, sprang sie mit einem schrillen Schrei zurück.

„Um Himmels willen, was ist denn los?“ fragte Kalesky erstaunt.

„Oh, ich dachte, Sie sind der Geist.“ Sie stellte sich als Miß Minston vor, Conroys Bekannte, und war gekommen, um das Abendessen für die beiden Herren zu kochen.

Kalesky kehrte zu seiner Zigarre und dem Sportteil der Abendzeitung zurück. Er hörte, wie Miß Winston in der Küche mit Conroy sprach.

„Aber George“, verteidigte sie sich. „Was hätte ich denn denken sollen, als die Tür aufging und mir ein haariger Gorilla gegenüberstand?“ Kalesky, der glücklicherweise weder eitel noch leicht gekränkt war, grinste.

Miße Winston blieb, um bei der Geisterjagd zuzuschauen. Aber da gab es nicht viel zu sehen. Um Mitternacht richtete Kalesky seine Kamera mit dem Blitzgerät her und drehte das Licht aus.

Die Streitigkeiten begannen wie üblich. Als die Erscheinung ganz schwach leuchtend auftauchte, drückte Kalesky auf den Auslöser.

Oh-oh! rief der Geist. *Wie interessant! Man nimmt mein Bild auf. Melvin Pyes echter, originaler Geist! Vor Nachahmungen wird gewarnt! Hoffe, es macht dir Spaß, Plattfuß.* Bis die Augen der Beobachter

sich vom Blitzlicht erholt hatten, war die Erscheinung verschwunden und das Argument mit dem unsichtbaren Gesprächspartner zu einem unverständlichen Flüstern herabgesunken.

Kalesky entwickelte und kopierte das Bild persönlich. Es zeigte das Wohnzimmer und darin den Geist, durch den der Bücherschrank zu erkennen war.

„Okay!“ fauchte Conroy. „Sie haben bewiesen, daß der Geist von Melvin Pye in diesem Haus spukt. Aber das wußte ich ohnehin. Ich bin lediglich daran interessiert, dieses verdammte Gespenst loszuwerden!“

„Ich bin schließlich Detektiv und kein Ex... Ex... Wie heißen diese Burschen, die Dämonen austreiben?“ fragte Kalesky wütend.

„Exorzisten?“

„Richtig. Also, ich bin kein Exorzist. Was erwarten Sie eigentlich von mir? Soll ich Buuuuhh sagen, damit der Geist sich fürchtet?“

Als die Erscheinung sich am nächsten Abend zeigte, schwang die Schranktür auf, und eine in Weiß gehüllte Gestalt sprang heraus. Sie streckte die Arme nach dem Geist aus.

„Huhuuuu!“ stöhnte sie.

Iauuuu! heulte der Geist. *Jetzt hab' ich ihn!* Und damit verschwand er.

Aber fast gleichzeitig tauchte er in einem anderen Teil des Zimmers wieder auf. Das heißt, die neue Erscheinung sah zumindest genauso aus wie die vorige. *Meine Herren, ich muß mich für die unverzeihbaren Manieren meines Doubles entschuldigen. Bei der nächsten Gildenversammlung werde ich dafür sorgen, daß es wegen ungebührlichen Benehmens gerügt wird.*

„Hah?“ fragten Kalesky und Conroy gleichzeitig.

Ich sehe, daß Sie nicht verstehen. Ich bin der echte Geist Melvin Pyes. Diese andere Kreatur ist eine schlechte Imitation. Sie erschreckten sie so sehr, daß ihr Ektoplasma sich auf mich übertrug. O Gott, ich hoffe, dieser Versoffene spukt nicht wieder in der Branntweinbrennerei! Und nun verschwand auch der zweite Geist.

„He, kommen Sie zurück!“ brüllte Kalesky, doch ohne Erfolg.

„Was jetzt?“ wandte der Detektiv sich an Conroy. Conroy ächzte.

„Wir haben also offenbar zwei Geister“, stöhnte er nach einer Weile. „Das Wichtigste ist jedoch nach wie vor, das Haus spukfrei zu bekommen. Wir

könnten uns einen Exorzisten nehmen. Was meinen Sie?“

„Gute Idee. Aber das würde noch mehr kosten.“

„Jetzt kommt es darauf auch nicht mehr an.“

Kalesky suchte einen Swami Mahananda auf, den er aus seinen Tagen der Okkultismusuntersuchungen kannte. Der Swami war ein dünner, dunkler Mann und, von einem weißen Hemd abgesehen, ganz in Schwarz gekleidet. Er war der einzige seiner Profession, dem Kalesky nie einen Schwindel hatte nachweisen können. Deshalb wandte er sich jetzt auch an ihn.

„Sie sagten“, fragte der Swami mit seiner hohen akzentreichen Stimme, „Sie haben zwei Geister, und beide geben an, der Geist des verstorbenen Melvin Pyes zu sein?“

„Mhm.“

„Das ist ein sehr ungewöhnlicher Fall. Ich habe bisher nur von einem einzigen ähnlichen gehört - der *dvirupa*, der im zweiundvierzigsten *tantra* von Kamakrishna erwähnt wird. Ich übernehme Ihren Fall, nicht so sehr des Honorars wegen – das lediglich die Unkosten decken soll, die sich in diesem materialistischen Land notgedrungen-

maßen ergeben -, sondern des intellektuellen Interesses wegen.“

Swami Mahananda kam mit einem großen, ziemlich abgenutzten Koffer im Spukhaus an. Als erstes holte er einen orangefarbenen Umhang heraus, den er mit seinem speckigen schwarzen Mantel vertauschte. Er sah sofort beeindruckender aus. Dann stellte er ein kleines, zusammenklappbares Dreibein auf, auf dem er Räucherwerk verbrannte.

„Ich habe beschlossen, das alte babylonische *tabalum tathal* zu benutzen“, erklärte er. „Wenn das nicht funktioniert, gibt es nichts, das helfen kann, denn ein mächtigerer Exorzismus existiert nicht.“ Er entkorkte eine winzige Flasche und sprühte ein paar Tropfen ihres Inhalts auf einen Tamariskenzweig.

„Jetzt sind wir bereit!“

Gegen Mitternacht tauchte der Geist mit einem Indianergebrüll auf. *Hiiiiii! Ich bin ein Tiger mit Zahnschmerzen! Ich bin böse! Hört ihr mich ächzen? Hört ihr das Rasseln meiner Ketten? Nein, ich hab' ja keine Ketten. Paßt auf, wie ich alle Mieter dieses lausigen Hauswirts vertreibe!*

Der Swami zündete ungerührt ein Streichholz an und hielt es an die sieben Dämonenkerzen, die sofort hell aufflackerten. Dann blickte er hochaufgerichtet

den Geist an und wedelte in einem komplizierten Muster mit dem Tamariskenzweig.

„Ich hebe die Fackel und verbrenne ihre Abbilder,
Die der *utukku*, der *shedu*, der *rabisu*, der *ekimmu*,
Die der *lilu* und *lilitu* und *ardat Uli*,
Und alles Bösen, das nach den Menschen greift!“

Huh? brummte der Geist. *O hallo, Giuseppe!*

„Mein Name vor meiner Initiation tut nichts zur Sache“, protestierte der Swami.

„Erbebe, schmilz dahin und verschwinde!
Möge dein Rauch zum Himmel aufsteigen,
Möge Schamasch deine Glieder zerstören,
Möge der Sohn Eas, der große Zauberer, dir die Kraft nehmen!“

Auh! jammerte der Geist und schwankte ein wenig. *Du bist zu grob!* Und damit verschwand er.

Aber fast gleichzeitig tauchte er oder sein Double wieder auf.

Es tut mir leid, sagte der Neuankömmling mit kläglicher Stimme. *Wenn Sie mit dem Exorzismus aufhören, erkläre ich Ihnen alles.*

„Also gut“, forderte der Swami ihn auf.

Er ist wieder zur Branntweinbrennerei hinübergeschwebt und vom Geruch betrunken geworden. Mein Gott, was Sie eine Menge Zeug hier

haben. Ewig schade, daß Sie bei Rüpel nichts ausrichten können.

„O doch, das kann ich“, versicherte ihm der Swami.

He, he, kicherte der zurückkehrende Rüpel. Das bildest du dir ein. Gehweg, Tugendbold! Das war offenbar für den anderen Geist gedacht. Ich brauch' deine Hilfe nicht, um mit diesem idiotischen Zauberer fertig zu werden.

Swami Mahananda fing mit einer neuen Beschwörung an. Der zweite Geist, Tugendbold, verschwand. Dann begann Rüpel zu verschwimmen, bis er nicht mehr zu sehen war, und die andere Erscheinung kehrte zurück.

Hör auf damit, versoffener Bursche! schrie sie. *Du hast uns schon genug Schande für einen Abend gemacht!* Wieder verschwand er, und Rüpel tauchte auf. Dieses Wechselspiel dauerte eine gute Viertelstunde. Einmal erschien der eine, und der andere verschwand und umgekehrt.

Schließlich ließ Swami Mahananda sich in einen Sessel fallen und vergrub sein Gesicht in den Händen. Rüpel, der gerade sichtbar war, lachte bei diesem Anblick höhnisch.

Was hab' ich dir gesagt? trumpfte er auf. *Du kannst Melvin Pyes Geist nicht austreiben. Wart nur bis morgen nacht, dann hab' ich genügend Kraft, es diesem verdammten Hauswirt wirklich zu zeigen!*

Hören Sie nicht auf ihn! bat Tugendbold, der nun ebenfalls erschien. *Ich bin der echte Geist Melvin Pyes. Nicht dieser – dieser...* Wieder fingen die beiden zu streiten an und lösten sich dabei allmählich auf.

„Es hat keinen Sinn, meine Herren“, stöhnte der Swami. „Ich kann jeden einzelnen Geist verbannen, aber an den *dvirupa* ist es zu schwierig – wie sagt man? – heranzukommen. Wenn man die eine Hälfte vertreibt, schiebt sich die andere vor. Ich gehe!“

Der Swami zog seinen orangefarbenen Umhang aus, stopfte ihn mit zitternden Händen in den Koffer, verstaute den Rest seiner Sachen, stülpte sich seinen alten schwarzen Hut auf den Kopf und verließ das Haus.

„Jetzt sitzen wir da mit unserem Talent“, brummte Conroy. „Was sollen wir tun?“

„Keine Ahnung“, stöhnte Kalesky. „Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie jetzt noch an meiner Mitarbeit interessiert sind.“

„Bitte lassen Sie mich nicht im Stich!“ rief Conroy fast flehend. „Haben Sie denn seine Drohungen nicht gehört? Er wird mir alle Mieter vertreiben und mich ruinieren. Bleiben Sie doch wenigstens ein paar Tage. Werfen Sie noch einmal einen Blick auf Pyes Vergangenheit. Irgendwo muß es einen Anhaltspunkt geben!“

Kalesky zuckte die Schultern.

„Wenn Sie möchten. Aber versprechen kann ich Ihnen nichts.“

Kalesky begann mit seinen weiteren Nachforschungen gleich am nächsten Morgen. Er fand Pyes Schwester in einem anderen Vorort und erfuhr einiges über ihn.

Pye war äußerst streng erzogen worden und war nicht sehr glücklich gewesen. Zweimal hatte er, bereits als Erwachsener, unter absolutem Gedächtnisschwund gelitten. Das erstemal, als er wieder zu sich kam, mußte er feststellen, daß er sich bei der Marine hatte anwerben lassen. Er hatte seine Dienstzeit zu Ende gebracht und war danach zur Buchführung, in der er ausgebildet war, zurückgekehrt. Das zweitemal, als er an Gedächtnisverlust litt, kam er im Gefängnis wieder zu sich. Soviel er herausfinden konnte, hatte er sich während des vergangenen Jahres als Tramp und

Hilfsarbeiter durchgeschlagen. Im Gefängnis war er gelandet, weil er offenbar eine Schwäche für Hafenkneipen entwickelt hatte und es ihm Spaß gemacht hatte, sich mit Seeleuten anzulegen.

Pyes Schwester verwies Kalesky an den Psychiater, der Pye nach seiner zweiten Amnesie behandelt hatte – ein Dr. Ekstrom, dessen Adresse Kalesky im Telefonbuch fand.

Dr. William Ekstrom war ein hochgewachsener, schlanker distinguerter Mann mit silbergrauem Haar. Er erweckte den Eindruck eines Schauspielers.

„Pye war ein Fall gespaltener Persönlichkeit“, erklärte er. „Die hedonistischen, abenteuerlichen Aspekte seiner Psyche, die in seiner Jugend so streng unterdrückt worden waren, sammelten sich in seinem Unterbewußtsein und bildeten eine sekundäre Persönlichkeit. Zweimal gelang es dieser zweiten Persönlichkeitsvorstellung die Oberhand zu gewinnen. Es war, als wechselten sich zwei Wesen, P-eins und P-zwei, in der Kontrolle eines Körpers ab.“

„Sie nehmen mich doch nicht auf den Arm, Doktor? Soll das heißen, daß manche Menschen zwei völlig verschiedene Persönlichkeiten haben können?“

„Ja, so ist es. Ich hätte Pye vielleicht heilen können, wäre er nicht ermordet worden.“

„Wie kann man denn so jemanden heilen?“

„Man bringt die beiden Persönlichkeiten in Hypnose zusammen. Aber was soll das alles? Der Mann ist tot, das wissen Sie so gut wie ich.“

Nun ja, Doktor“, Kalesky wand sich fast. „Er ist tot und doch auch wieder nicht.“

„Wollen Sie mir nicht lieber sagen, was Sie bedrückt?“

Kalesky entschloß sich schließlich, den Psychiater ganz einzuweihen. Als er mit seiner Geschichte zu Ende war, nickte Ekstrom.

„Faszinierend, mein Freund“, murmelte er. „Hier, würde es Ihnen etwas ausmachen, Ihre Knie kurz zu überkreuzen?“ Als Kalesky seiner Bitte erstaunt nachkam, schlug Ekstrom ihm mit einem Gummihämmerchen auf das Knie. Kaleskys Bein flog hoch.

„Sie brauchen sich keine Gedanken zu machen, daß ich verrückt bin“, versicherte ihm Kalesky. Conroy wird Ihnen genau das gleiche erzählen. Haben Sie für heute abend schon etwas vor?“

„Nein, aber – weshalb fragen Sie?“ erkundigte sich Ekstrom mißtrauisch.

Kalesky öffnete seine Brieftasche und zählte fünf 10-Dollar-Scheine ab.

„Wenn Sie seine Persönlichkeiten während seines Lebens hätten zusammenbringen können, müßte es Ihnen doch auch jetzt gelingen, da er tot ist.“

„Das ist ja lächerlich! Ich bin schließlich kein Geisterforscher. Aber...“ Das kam, als Kalesky das Geld wieder einstecken wollte. „... man könnte es ja versuchen. Sie werden natürlich verstehen, daß ich mein Honorar auf jeden Fall fordere, auch wenn sich keine Geister zeigen.“

„Wir müssen sehr vorsichtig vorgehen“, erklärte Ekstrom. „Die hedonistische Persönlichkeit, oder P-zwei – die, die von der anderen Rüpel genannt wird – liebt offenbar Alkohol. Haben Sie etwas zu trinken hier?“

Conroy brachte eine Flasche Whisky an. Ekstrom schüttete den Inhalt in eine Schüssel und ließ ein Handtuch vollsaugen, ohne auf das Stöhnen Conroys und Kaleskys zu achten. Dann hingte er es in das Wohnzimmer. Allein der Geruch machte das Atmen schwer.

Ah-hah! rief Rüpel und löste sich aus dem Kamin. *Jetzt werde ich mich aber erst richtig daran machen,*

in deinen Häusern zu spuken, du unverschämter kleiner Makler! Wenn ich mit dir fertig bin, wirst du keinen einzigen Mieter mehr haben. O hallo, bist du nicht der dumme Psychiater, der ständig versuchte, mich mit Tugendbild zusammenzubringen?“

„Ja“, erwiderte Ekstrom.

Das kannst du vergessen. Ich will nichts mit diesem lausigen Scheingeist zu tun haben!“

„Oh, ist schon gut, alter Freund“, sagte Ekstrom übertrieben herzlich. „Mögen Sie denn den Whisky nicht?“

Rüpel schnupperte. *Hmm, das ist gutes Zeug. Heißt das vielleicht, daß du das für mich bereitgestellt hast, Doc? Aber keine Vereinigung mit diesem Waschlappen, verstanden!* Er lehnte sich zurück, als mache er es sich auf einem unsichtbaren Sofa bequem. *He, Tugendbold, schau dir das an!*

„Können Sie mir erklären, weshalb ihr Geister Straßenanzüge statt Leinentücher trägt?“ fragte Kalesky.

Weil wir in Anzügen beerdigt wurden, nicht in Leinentüchern, dumme Frage! Ah, das erinnert mich – bist du nicht der Bursche, der mit einem Bettuch aus dem Schrank kam und mich aus meinem Ektoplasma trieb? Das werde ich dir noch

heimzahlen! Doch im Augenblick fühl' ich mich dazu viel zu wohl in meiner Haut – ich mein' natürlich, in meinem Ektoplasma. Der Geist gähnte.

Ekstrom holte eine Taschenlampe aus seinem Mantel.

„Mr. Pye“, sagte er. „Schauen Sie mal, ich glaube, dieses Experiment dürfte Sie interessieren.“ Er richtete den Lichtstrahl auf die Decke und bewegte ihn langsam hin und her. „Sehen Sie den Lichtfleck dort oben? Lassen Sie ihn nicht aus den Augen. Es ist warm hier im Zimmer. Gerade die richtige Temperatur für ein Nickerchen. Ihre Lider werden schwer. Ihre Glieder sind wie Blei. Sie schlafen ein – Sie schlafen ...“

Fünf Minuten später war Rüpel ein erstarrter Geist mit glasigen Augen. Dann tauchte der andere auf. *Meine Güte!* rief Tugendbold. *Was haben Sie mit ihm gemacht, Dr. Ekstrom? Ich hätte nie gedacht, daß jemand seiner Herr werden könnte. Er ist so ungebärdig. Er kümmert sich überhaupt nicht um die Vorschriften, und ihm läßt man alles durchgehen!*

„Welche Vorschriften?“ fragte Kalesky.

Gildenvorschriften, die bestimmen, daß still und unsichtbar gespukt werden muß. Sie wurden aufgestellt, nachdem viel zu viele Spukhäuser

abgerissen worden waren. Es ist schrecklich für einen Geist, wenn sein Haus nicht mehr existiert.

„Müssen Sie denn spuken?“ erkundigte sich Conroy.

Ja, leider. Ich wurde hier ermordet, also muß ich solange spuken, bis mein Mord gerächt ist. Aber der Verbrecher, der mich umgebracht hat, sitzt lebenslänglich im Zuchthaus, also werde ich auf sein natürliches Ableben warten müssen.

„Ist ein Mord denn durch lebenslängliche Zuchthausstrafe nicht gerächt?“

Normalerweise ja. Doch dieser Einbrecher wurde ja nicht wegen des Mordes an mir verurteilt. Er brachte einen seiner Kumpane um.

„Ich könnte dieses Haus abreißen lassen“, überlegte Conroy laut.

O meine Güte! rief Tugendbold erschrocken. *Das würden Sie doch nicht wirklich tun, Sir?*

„Wenn ich den Spuk auf keine andere Weise abstellen kann.“

Aber es würde nichts nutzen. Alle Häuser dieses Blocks sind nach dem gleichen Plan errichtet. Im Grund genommen sind sie mit diesem so gut wie identisch. Das würde also bedeuten, daß wir in einem der anschließenden Häuser spuken müßten.

„Sie könnten alle Häuser dieses Blocks niederreißen“, schlug Kalesky vor.

„Oh weh! Haben Sie überhaupt eine Ahnung von den Baupreisen? Noch dazu bei diesen betrügerischen Architekten und faulen Arbeitern!“ Conroy stöhnte. „Das wäre mein Ruin. Die Häuser sind ja fast noch neu! Kaum zwanzig Jahre alt.“

Ich verstehe es vollkommen, Sir, sagte der Geist. Wenn ich nur helfen könnte!

„Das können Sie“, warf Ekstrom ein. „Wir brauchen Sie nur mit diesem Rüpel, wie Sie ihn nennen, zusammenbringen. Der vereinte Geist wäre dann eine angenehme, ausgeglichene Persönlichkeit, die keine Schwierigkeiten machen würde.“

Wa-as? Mich mit diesem Hanswurst vereinen? kreischte Tugendbold und fächelte entsetzt mit seinen durchsichtigen Händen. *Eine grauenhafte Vorstellung! Nein, tausendmal nein!*

„Sie wollen doch das Richtige tun, nicht wahr?“ sagte Conroy.

Und Ekstrom versicherte ihm, daß er nur sein Bestes wolle.

Nach langem Hin und Her gab der Geist schließlich doch nach. *Dann beeilen Sie sich, wimmerte er, damit wir diese grauenvolle Sache*

hinter uns bringen. Mir vorzustellen, daß ich mit diesem ungeschliffenen Grobian, den ich verabscheue, vereint werden soll!

Ekstrom machte sich mit der Taschenlampe an die Arbeit, und bald war Tugendbold genauso erstarrt wie sein Zwilling. Der Psychiater wandte sich an ihn:

„Sie und Rüpel sind in Wahrheit Teile ein und desselben Mannes. Sie müssen mit ihm verschmelzen. Jeder von Ihnen hat Tugenden, die dem anderen fehlen. Ohne Rüpel sind Sie nur ein halber Geist. Also, Tugendbold, vereinigen Sie sich mit Rüpel, um ein kompletter Melvin Pye zu werden.“

Tugendbold schwebte verträumt hinüber zu dem unsichtbaren Sofa, auf dem sein Zwilling ausgestreckt lag. Er nahm die gleiche Haltung ein, legte sich auf denselben Platz, und mit einemmal war nur noch ein Geist zu sehen.

„Wachen Sie auf, Melvin Pye!“ rief Ekstrom.

Melvin Pyes Geist erwachte.

Das ist ja ein tolles Ding, Dr. Ekstrom, sagte er grinsend. Ich erinnere mich an alles, was jedes meiner beiden früheren Ichs tat.

Der Geist erhob sich. Er wirkte ein wenig größer und substantieller als jeder seiner früheren Hälften.

Ha! sagte er. Ich wollte, ich wäre früher schon so gewesen. Nicht vorzustellen, was ich da alles hätte erreichen können!

Er war nun weder Melvin Pye, das gehorsame Muttersöhnchen, noch Melvin Pye, der unberechenbare Grobian. Er war Melvin Pye, der als Mensch sein Geschick zu bestimmen und zu meistern in der Lage gewesen wäre.

Aber ich kann auch jetzt noch meinen Willen durchsetzen! erklärte er. Sie sind doch dieser Geizhals von Hauswirt, nicht wahr?

„Ich.. .“

Halten Sie den Mund! Es ist Ihnen doch klar, daß ich Ihre Mieter alle vertreiben kann, wenn ich es darauf anlege?

„Ich...“

Mund halten! Von jetzt an tun Sie, was ich sage!

„Ich hole den Swami...“

Der Geist zog finster die Brauen zusammen.

Mund halten! Ich kenne Giuseppe und weiß genügend über ihn. Er wird es nicht wagen, mich zu belästigen. Also: Sie haben diese Häuser hier herunterkommen lassen, daß es eine wahre Schande

ist. Sie werden umgehend drei Ölbrenner, zwei Küchenherde und vier undichte Rohre in diesem Block reparieren lassen! Und zwar will ich eine ordentliche Arbeit sehen, keine Pfuscherei, verstanden!

„Aber...“

Tun Sie, was ich sage, oder ich werde andere Seiten aufziehen! knurrte der Geist.

„Okay, aber ich...“

Mund halten! Dann ist da dieser Mieter, dieser Rigoulot, der hier in diesem Haus wohnte. Er hat seine Stellung verloren. Sie werden ihm eine geben!

„Aber ich brauche keinen Zeichner!“

Mund halten! Ich bin noch nicht fertig. Da ist noch diese Miß Winston, die Ihnen das Abendessen kocht. Sie liebt Sie. Der Himmel weiß warum. Heiraten Sie sie!

„Wa-as?“

Sie haben richtig gehört! Und keine Ausreden, außer Sie möchten Ihre Häuser alle niederreißen und neu aufbauen. Ich komme morgen zurück und sehe nach, was Sie inzwischen schon alles erledigt haben. Bis dahin wird mir noch mehr für Sie einfallen. Gute Nacht, meine Herren. Der Geist

verneigte sich kurz vor Ekstrom und Kalesky und verschwand.

Nach ein paar Sekunden absoluter Stille sagte Ekstrom:

„Ein ungemein interessantes Experiment, meine Herren. Das Ergebnis war nicht ganz, wie ich es erwartet hatte. Ich dachte, der zusammengebrachte Pye würde die Schüchternheit Tugendbolds mit der Dummheit Rüpels in sich vereinen und leicht zu beherrschen sein. Statt dessen vereinte er die Intelligenz und den moralischen Eifer Tugendbolds mit der aggressiven Energie von Rüpel. Sie werden also tun müssen, was er verlangt, Mr. Conroy, wenn Sie Ihre Häuser nicht verlieren wollen.“

Conroy erstickte fast an einer unverständlichen Bemerkung. Ekstrom stand auf und blickte auf seine Uhr.

„Ich kann es gerade zu meinem Zug nach Hause in die Stadt schaffen. Ein äußerst interessanter Abend, meine Herren. Ich wollte, ich könnte wagen, einen Bericht für unser Journal darüber zu schreiben, aber ich glaube, ich unterlasse es lieber. Wohin soll ich meine Rechnung schicken? An Ihr Büro – weshalb schauen Sie mich so an? Sie können mir nicht drohen! Wagen Sie ja nicht, mich anzurühren,

Conroy! Kalesky, halten Sie ihn zurück! Hilfe! Auhhhh!“

Sekunden später sprintete ein hochgewachsener, silberhaariger Mann durch die nächtlichen Straßen, und ein untersetzter Mann mit blutunterlaufenen Augen verfolgte ihn, die Hände nach ihm ausgestreckt. Ekstrom konnte glücklicherweise schneller laufen als Conroy. Wäre das nicht der Fall gewesen, hätte der Vorort bald einen weiteren Geist gehabt, der hier sein Unwesen treiben würde, bis der Mord an ihm gerächt war.

MEDIZINMANN WIDER WILLEN

An einem schönen Tag im Juli betrat ein Tourist mit seinem kleinen Sohn ein Geschäft in Gahato, im Staat New York. Auf dem Schild über der Tür stand:

HÄUPTLING SCHWEBENDE SCHILDKRÖTE

Indianische Perlarbeiten – Töpferwaren

Im Ladeninnern stand ein untersetzter, kupferfarbiger Mann in einem Durcheinander von Lederkissen, in Connecticut hergestellten Navajojacken und ähnlichem.

„Haben Sie eine preiswerte Bogenschützen-ausstattung für einen kleinen Jungen?“ fragte der Tourist.

„*Ugh!*“ erwiderte der Indianer. Er kramte in dem Wirrwarr herum und brachte einen kleinen Bogen mit sechs Pfeilen, die als Spitzen Gummisauger hatten, zum Vorschein.

„Bist du ein echter Indianer?“ fragte der Junge.

„*Ugh.* Sicher. Ganz großer Häuptling.“

„Wo sind denn deine Federn?“

„Aufbewahrt. Nur tragen bei Kriegstanz.“

Der Tourist zahlte und war dabei, den Laden zu verlassen, als ein kupferfarbiger Junge von etwa fünfzehn Jahren durch die Hintertür hereingestürzt kam.

„He, Paps, eins von den Jungen hat gerade das andere aufgefressen!“ rief er aufgeregt.

Der Ladenbesitzer vergaß seine indianische Gelassenheit. „Waaas? Heiliger Himmel, was bist du denn für ein Nerzzüchter! Ich hab' dir doch gestern schon gesagt, daß du sie in getrennte Käfige geben sollst, ehe sie übereinander herfallen!“

„Es tut mir leid, Paps. Ich hab's vergessen.“ „Das sollte dir auch leid tun. Es ist schließlich ein ziemlicher Geldverlust.“

Die Autotür des Touristen knallte zu, und der Wagen fuhr ab. Der Wind trug die dünne Stimme des kleinen Jungen zurück. „Daddy, er redet wie alle anderen. Er hört sich gar nicht wie ein echter Indianer an!“

Aber Virgil Hathaway, alias Häuptling Schwebende Schildkröte, war ein echter Indianer, und zwar ein Penobscot aus Maine, sechsundvierzig Jahre alt, mit High-School-Abschluß, und er war – auch wenn er nicht so oft ein Bad oder eine Dusche nahm, wie er vielleicht sollte – ein vorbildlicher Bürger.

Kurz nach dem Touristen betrat ein anderer Mann den Laden. Dieser Besucher hatte die gleiche lehmige Tönung und den mongoloiden Gesichtsschnitt wie Hathaway, nur war er fatter, kleiner und älter als der Ladenbesitzer.

„Morgen“, grüßte er. „Sie sind Virgil Hathaway, nicht wahr?“

„Der bin ich, Mister.“

Der Mann lächelte, daß die Augen im Fett versanken. „Freut mich, Sie kennenzulernen, Mr. Hathaway. Ich bin Charlie Katzenwels von den Senecas.“

„O wirklich? Nett, Sie kennenzulernen, Mr. Katzenwels. Was halten Sie davon, zum Mittagessen bei uns zu bleiben?“

„Danke, sehr freundlich, aber meine Leute wollen noch vor dem Abend Blue Mountain erreichen. Doch wissen Sie, was ich tun könnte? Ich habe acht Steinschleuderer bei mir. Man gestattete ihnen mitzukommen, vorausgesetzt, sie benehmen sich anständig. Aber ich habe schon so genug zu tun, ohne daß ich sie überall mit 'rumziehe. Wenn Sie also nichts dagegen haben, lasse ich sie in Ihrer Obhut zurück.“

„Steinschleuderer?“ echote Hathaway verwirrt.

„Ach, Sie wissen doch, *Gahunga*. Sie werden schon mit ihnen fertig, auch wenn Sie nur ein Algonkin sind, da Sie ja auch von Dekanawida abstammen.“

„Ich – waas?“

„Sie stammen von Hiawathas Gefährten ab. Wir sind genau informiert...“ Ein Hupkonzert unterbrach ihn. „Tut mir leid, Mr. Hathaway, ich muß weiter. Sie werden keine Schwierigkeiten mit ihnen haben.“ Und schon hatte der fette Indianer den Laden verlassen.

Hathaway blieb verwirrt und ein wenig besorgt zurück. Es war ehrenvoll, ein Nachkomme Dekanawidas, des großen Huronenhäuptlings und Mitbegründers des Irokesenbundes der fünf großen Indianernationen, zu sein. Aber was waren *Gahunga*? Seine oberflächlichen Kenntnisse der irokesischen Dialekte halfen ihm nicht, Licht hinter dieses Wort zu bringen.

Dann kam eine Kundin, und nach ihr lümmelte sich Harvey Pringle, in einem Sporthemd, das seine Muskeln und seine männliche Schönheit noch betonen sollte, gegen den Ladentisch.

„Hi, Virgil“, sagte er in seiner gewollt gedehnten Sprechweise. „Wie geht es denn so?“

„Ziemlich gut, alles in allem gesehen.“ Hathaway empfand ein plötzliches Bedürfnis, seine Abrechnungen zu verbuchen. Der junge Pringle konnte in einer Stunde mehr Zeit verschwenden als die meisten anderen in drei.

„Ich bin für heute mit dem Kreuzkrautjäten fertig.“

„Hah?“ murmelte Hathaway.

„Ja. Mein alter Herr hat sich wieder einmal darüber aufgeregt, daß ich nichts tue. Ich sagte mir, warum sollte ich einem armen Kerl den Job wegnehmen, den er dringender braucht als ich? Also ernannte ich mich zum Einmannkomitee der Kreuzkrautbeseitigung. Ich reiße also das Zeug aus, eine Stunde jeden Tag, ha ha. War Babs schon da?“

„Nein“, antwortete Hathaway kurz.

„Na ja, sie weiß, wo sie mich finden kann.“ Harvey Pringle gähnte und stolzierte hinaus. Hathaway fragte sich, was Barbara Scott an diesem nutzlosen Burschen sah.

Ein schnelles fernes Trommeln, irgendwie gedämpft, als wäre die Trommel halb voll Wasser, riß Hathaway aus seinen Gedanken. Er schaute hinaus durch das Fliegengitter. Keine Parade. Das Unkraut draußen schwankte friedlich im leichten

Wind, und vom Moose, dem Fluß hier, kam das Singen der Sägen aus des alten Pringles Sägewerk.

Das Trommeln, oder vielmehr das Geräusch, das so ähnlich klang, kam von hinter Hathaway aus dem Laden, und nun hörte es sich wie eine kleine Druckmaschine im Keller an. Es wurde lauter und klang näher. Plötzlich tauchten acht Gestalten auf dem Sisalläufer auf. Sie waren zwei Fuß groß, aber ansonsten sahen sie aus wie Irokesenkrieger mit kahlgeschorenem Schädel, von einem steifen Haarbüschel in der Kopfmittle abgesehen. Die anderen sieben tanzten im Kreis um ihn herum und stießen einen heulenden Indianerschrei aus, indem sie die Handflächen in schnellen Abständen gegen die Lippen schlugen, während sie gleichzeitig schrill brüllten.

„Heh!“ rief Hathaway. Die Trommel verstummte.
„Wer, zum Teufel, seid ihr?“

Der Trommler öffnete die Lippen:

„*Adenlozlakstengen agoiyo...*“

„He, hoppla! Könnt ihr denn kein Englisch?“

„Uja, Mister. Aber ich dachte, Sie als Mediziner sprechen gewiß Irokesisch...“

„Ich als was?“

„Medizinmann. Charlie sagte, er würde uns einstweilen in die Obhut eines Medizinmanns geben, während er mit den anderen nach Kanada weiterfährt.“

„Dann seid ihr die Steinschleuderer?“

„Uja. Ich bin der Häuptling und heiße Gaga. Wir sind aus Cattaraugus. Möchten Sie, daß wir irgend etwas für Sie tun?“

„Ja, verschwindet eine Weile.“ Die *Gahunga* verschwanden. Hathaway sagte sich, daß Charlie Katzenwels ihm einen gemeinen Streich gespielt hatte, indem er ihm diese Spukwesen ohne jegliche Erklärung aufgehalst hatte.

Seine Laune besserte sich jedoch, als Barbara Scott, ein schlankes, dunkelhaariges, energisches Mädchen, den Laden betrat.

„Haben Sie Harvey gesehen, Virgil?“ fragte sie ihn. „Ich hatte eine Verabredung zum Essen mit ihm.“

„Mhm“, brummte Hathaway. „Er schläft sich vermutlich auf irgend jemens Rasen aus.“

Miß Scott blickte ihn mißbilligend an. „Sie sind auch nicht besser als die anderen, Virgil. Niemand ist dem armen Harvey gegenüber fair.“

„Vergessen Sie es.“ Virgil zuckte unwillkürlich die Schultern. Wenn ein Mädchen, für das man eine väterliche Zuneigung empfand, es sich offenbar in den Kopf gesetzt hatte, den nichtsnutzigen Sohn des reichsten Geschäftsmanns in der Stadt zu heiraten, der noch dazu sein, Hathaways, Hauswirt war, gab es wohl nichts, was ein besonnener Mann tun konnte. „Werden Sie morgen abend tatsächlich die Séance abhalten?“

„Natürlich. Dan Pringle kommt ebenfalls.“

„Wa-as? Er schwört, daß Sie eine Schwindlerin sind.“

„Ja, ich weiß. Aber vielleicht kann ich ihn vom Gegenteil überzeugen.“

„Hören Sie, Babs, weshalb läßt ein nettes Mädchen wie Sie sich auf dieses pseudometaphysische Zeug ein?“

„Wegen der Moneten, deshalb. Als Sekretärin und Notarshelferin bekomme ich nicht genügend Geld zusammen, um mich das letzte Jahr durchs College zu bringen. Und von wegen *pseudo*! Wie sieht es da mit Ihrem ugh-wugh Dialekt aus, mit dem Sie die Touristen beeindrucken wollen?“

„Das ist was anderes.“

„Oh, das ist also was anderes, hm? Ah, da ist ja Harvey. Wiedersehen!“ Die acht *Gahunga* tauchten wieder auf.

„Was möchten Sie, daß wir jetzt für Sie tun, Mister?“ erkundigte sich Gaga. „Charlie befahl uns, zu helfen, wo wir können. Und bei *Ieuskeha*, das werden wir auch.“

„Ich weiß nicht so recht“, erwiderte Hathaway vorsichtig.

„Hätten Sie irgend etwas gern?“

„Nun“, meinte Hathaway. „Ich habe ein Nerzweibchen zur Zucht. Ich wollte, jemand würde mir dafür fünfhundert Dollar geben.“

Die *Gahunga* besprachen sich flüsternd miteinander.

„Ich fürchte, in dieser Sache können wir Ihnen nicht helfen“, sagte Gaga schließlich. „Gibt es nichts anderes?“

„Na ja, es wäre schön, wenn mehr Kunden meine indianischen Sachen kauften.“

„*Wuuupppie! U-u-u-u-u-u-!*“ schrillte Gaga und trommelte. „Kommt!“

Die sieben hüpfen und stampften ein paar Sekunden herum, dann verschwanden sie. Hathaway bediente etwas abwesend einen Kunden, denn er

fragte sich, was die *Gahunga* wohl im Schilde führten.

Earl Delacroix, der Besitzer des Teehauses *Tanne*, eilte auf der anderen Straßenseite dahin, als er plötzlich entrüstet aufbrüllend einen Luftsprung machte.

Er landete unsanft auf dem Boden, rieb sich die Schulter und blickte sich wütend um. Kaum wollte er sich wieder auf den Weg machen, als ein mit ziemlicher Geschwindigkeit abgeschossenes Steinchen auf seinem Anzug aufschlug. Wieder sprang er in die Luft. *Sptttt! Sptttt!* Das Bombardement dauerte an, bis er in Häuptling Schwebende Schildkrötes Laden Zuflucht suchte.

„Jemand beschießt mich mit einem Luftgewehr!“ keuchte er.

„Allerhand!“ stimmte Hathaway in seine Entrüstung ein.

Und schon wieder kam ein Aufschrei von der Straße. Hathaway starrte hinaus. Leon Buttolf wurde unausweichlich zu seinem Laden getrieben. Kaum befand er sich sicher im Innern, setzte der Steinhagel auf Mrs. Camaret, die Frau eines der Arbeiter in Pringles Sägewerk, ein.

Bis sie im Laden angekommen war, war die Straße menschenleer.

„Jemand gehörte ins Gefängnis dafür!“ schimpfte Buttolf.

„Allerdings!“ pflichtete Delacroix ihm bei. Er blickte Hathaway scharf an. „Wie kommt es, daß alle hier hereingejagt werden?“

„Wenn ich sicher wär', daß Sie die Hand im Spiel haben, Virgil, tät ich es meinem Jean sagen!“ erklärte Mrs. Camaret. „Dann hätten Sie aber nichts zu lachen!“

„Heiliger Himmel!“ protestierte Hathaway. „Wollt ihr mir sagen, wie ich ein Luftgewehr abschießen könnte, daß die Kugeln fast im Kreis fliegen, um jemanden dort drüben zu treffen, wo man euch beschossen hat. Und mein Calvin ist hinter dem Haus mit dem Nerzweibchen. Ihr könnt euch selbst überzeugen.“

„Ah, wir verdächtigen Sie doch gar nicht“, versicherte ihm Buttolf.

„Ich begleite euch, wohin ihr wollt, und nehme das Risiko auf mich, ebenfalls beschossen zu werden“, erklärte Hathaway.

„Einverstanden“, brummte Delacroix. Also marschierten die vier durch die Tür und ein Stück

die Straße entlang. Delacroix verschwand in seinem Teehaus, und die anderen gingen wieder ihren Geschäften nach. Hathaway eilte gerade zu seinem Laden zurück, als ein Steinchen Wallace Downey am Allerwertesten traf.

„Gaga!“ schrie Hathaway verzweifelt. „Hört sofort auf, verdammt und zugenäht!“

Das Bombardement endete abrupt Downey schritt mit einem Blick voller Mißtrauen weiter. Als Hathaway sein Geschäft betrat, saßen die *Gahunga* auf dem Ladentisch.

Gaga grinste aufreizend.

„Wir helfen Ihnen, Mister? Wollen Sie noch mehr Kunden?“

„Nein!“ brüllte Hathaway. „Ich will eure Hilfe nicht. Ich hoffe, ich sehe euch nie wieder!“

Die Kopolde warfen einander erstaunte Blicke zu. Gaga stand auf.

„Sie wollen nicht mehr unser Boß sein?“

„Nein! Ich möchte nur, daß ihr mich allein laßt!“

Gaga richtete sich zu seiner vollen Größe von sechzig Zentimeter auf und verkreuzte die Arme.

„Okay. Dann helfen wir jemandem, der uns zu schätzen weiß. Ich mag Algonkins sowieso nicht.“ Er trommelte, und die anderen sieben *Gahunga*

führten einen Tanz den Ladentisch entlang auf und verschwanden, als sie einen Stapel Miniaturbirkenborkenkanus erreicht hatten.

Nach ein paar Minuten machte Hathaways Erleichterung einer gewissen Unruhe Platz. Vielleicht war er zu vorschnell gewesen, diese Geschöpfe aus seiner, wenn auch aufgedrängten Obhut zu entlassen? Ihre Kräfte waren schließlich nicht ganz ungefährlich.

„Gaga!“

Nichts tat sich. Calvin Hathaway steckte den Kopf durch die Tür. „Hast du mich gerufen, Paps?“

„Nein. Doch. Frag deine Mama, wann das Essen fertig ist.“

Es *war* ein Fehler gewesen. Was sollte er Katzenwels sagen?

Nach dem Essen vertraute Hathaway seiner Frau den Laden an und machte einen Spaziergang, um in Ruhe nachdenken zu können. Vor Tates Eisenwarengeschäft stieß er auf eine heftig debattierende Gruppe, bestehend aus dem alten Tate, Wallace Downey und einem Polizisten. Tates Schaufensterscheibe war zerbrochen, und Tate beschuldigte Downey, sie eingeschlagen und eine Angelrute gestohlen zu haben. Downey wiederum

klagte Tate an, die Angel durch die Scheibe auf ihn geworfen zu haben. Jeder wies ein paar Zeugen vor.

„Ich kauf mir gerade eine Rolle Film für meinen Fotoapparat bei Mr. Tate im Laden, da macht es klirr, und die Scheibe ist kaputt“, erklärte ein Zeuge. „Mr. Tate und ich drehen uns um, und da sehen wir Wally mit der Angel in der Hand.“

„Haben Sie Mr. Downey denn durch die zerbrochene Scheibe danach greifen sehen?“ fragte der Polizist.

„Nein, aber es ist doch eine logische Folgerung...“

„Und was haben Sie zu sagen?“ Der Polizist wandte sich an einen anderen Zeugen.

„Ich saß auf den Stufen der Bank und sonnte mich, da hörte ich ein Klirren und blickte auf. Und da fliegt die Angel durch die zersplitterte Scheibe, direkt auf Wally zu, der sie dann auffing. Also, wenn der alte Tate sie nicht geworfen hat, muß es wohl jemand anderer gewesen sein.“

Verwirrt kratzte sich der Polizist am Kopf. Schließlich gelang es ihm – immerhin hatte Tate ja seine Angelrute zurück, und die zerbrochene Scheibe war versichert –, die beiden wütenden

Männer, Tate und Downey, zu überreden, keine Anzeige zu erstatten.

„Hallo, Virgil“, grüßte Downey, der inzwischen herangekommen war. „Ich möchte wissen, warum alles Verrückte in unserer Stadt passieren muß. Sagen Sie, wissen Sie etwas über diesen Luftgewehrschützen? Sie haben irgend etwas gebrüllt, und da hörte er auf.“

„Nein, ich weiß gar nichts“, erwiderte Hathaway mit unschuldiger Miene. „Irgendein Lauser, nehme ich an. Was war die Aufregung hier mit Tate?“

„Ich war am Fluß mit Tate fischen“, erklärte Downey. „Ich wollte meine neue Angel ausprobieren. Doch kaum hatte ich die Schnur über die Brücke geworfen, da muß ein irre großer Fisch sich verbissen haben. Jedenfalls rollte die ganze Schnur ab und riß. War vermutlich der größte Barsch, den es hier je gegeben hat. Na, jedenfalls hab' ich ihm die Angel deshalb nicht gleich nachgeworfen. Ich klemmte sie mir also unter den Arm und marschierte heim, als der alte Tate mir eine nagelneue durch das Fenster zuwirft.“

Hathaway verstand. Die *Gahunga* waren natürlich dafür verantwortlich, sie hatten wieder einmal „helfen“ wollen. Er verabschiedete sich von Downey und stapfte die Hauptstraße aufwärts. Als er am

Büro der Adirondack-Gesellschaft vorbeikam, schnitt Barbara Scott ihm durch das Fenster eine Grimasse. Hathaway dachte, daß sie dringend übers Knie gelegt werden müßte, entweder ihrer Seancen wegen, oder weil sie sich in Harvey Pringle verknallt hatte, oder auch wegen beidem.

Auf dem Weg zurück zu seinem Laden fiel dem Indianer auf, daß die Gahato-Autoreparaturwerkstatt ungewöhnlich viel damit zu tun hatte, Reifen auszuwechseln und zu flicken. Zu den wartenden Autos gehörte auch der Streifenwagen des Polizisten, den er zuvor bei Tates Laden gesehen hatte. Alle vier Reifen waren platt. Bill Buggy und seine Mechaniker arbeiteten wie verrückt, und der Schweiß strömte ihnen nur so über die Stirn.

Der Polizist nutzte offenbar die Zeit zu einem Spaziergang – oder war es eine polizeiliche Untersuchung? Er schritt die Straße aufwärts und blieb hin und wieder stehen, um etwas aufzuheben. Jetzt kam er eilig zurück.

„He, Bill!“ rief er, und dann unterhielt er sich in gedämpften Ton mit Buggy, der gleich darauf die Stimme hob. „Sie sind ja verrückt, Mark! So was hab' ich nicht getan, seit ich die Werkstatt hab', und es würde mir auch nie einfallen!“

„Vielleicht nicht“, gestand ihm der Polizist zu. „Aber Sie müssen doch selbst zugeben, daß irgend jemand die funkelnagelneuen Nägel ausgeschüttet haben muß. Und wenn Sie es nicht waren, wer war es dann?“

Hathaway ging hastig weiter. Er wußte, wer die Nägel auf die Straße geworfen hatte.

Newcomb, der neue Förster, stützte sich in Häuptling Schwebende Schildkrötes Geschäft auf den Ladentisch. Hathaway erkundigte sich, weshalb er so bedrückt dreinsah.

Der Förster erklärte es.

„Ich spaziere heute nachmittag an der Bank vorbei, da hält so ein teurer Sportflitzer an. Ein junger Mann steigt aus und geht in die Bank. An der hinteren Stoßstange ist ein riesiges Zelttuchbündel befestigt. Ich hab' mir nichts dabei gedacht, aber als ich gerade in gleicher Höhe damit bin, reißt das Zelttuch auf, als ob jemand daran zieht – und was kommt zum Vorschein? Ein frischgeschossenes Reh!“

„Was, wirklich?“

„Und das in der Schonzeit, und das Tier hat nicht mehr Hörner als eine Miezekatze. Ich weiß es, und Sie wissen es, daß ständig gewildert wird. Ich zeig'

sie an, wenn ich sie erwische, und wenn mich das nicht gerade beliebt macht, na ja, das gehört eben zu meinem Beruf. Aber da kommt dieser junge Mann wieder aus der Bank heraus. Ich frag' ihn wegen des Rehes, und er gibt zu, daß er gewildert hat. Und dann stellt sich heraus, daß er der Sohn von Richter Dusenberry ist. Die halbe Stadt hat dabei zugesehen, also bleibt mir nichts übrig, als ihn anzuzeigen.“

„Wird Sie das beruflich in Schwierigkeiten bringen?“

„Ich weiß es nicht. Kommt darauf an, wer die nächsten Wahlen gewinnt. Wissen Sie, Virgil, ich selber bin ja nicht abergläubisch, aber manche Leute sind es, vor allem die Frankokanadier. Man redet darüber, daß Sie die Stadt verhext haben. Manche sind mit Steinen beworfen oder beschossen worden, und Wallace Downey erzählt, Sie haben die Schützen aufgehalten. Wenn Sie dem Spuk ein Ende machen können, warum tun Sie es dann nicht?“

„Ich weiß nicht das Geringste darüber“, behauptete Hathaway.

„Ja, natürlich nicht — ist mir ja selber klar, daß das alles Unsinn ist. Aber ich hielt es für angebracht, daß Sie erfahren, was man über Sie redet.“ Newcomb verabschiedete sich und schlurfte durch die Tür. Ein sehr besorgter Indianer blieb zurück.

Am nächsten Tag bat Hathaway erneut seine Frau, auf den Laden aufzupassen, und fuhr nach Utica. Als er auf die Bundesstraße einbog, spazierte Barbara Scott gerade die Straße entlang und rief ihm einen Guten Morgen zu. Er lehnte sich aus dem Fenster und hielt an.

„He, Barbara! Wollen Sie immer noch Ihre Gespensterjagd veranstalten?“

„Da können Sie Gift darauf nehmen, Häuptling Warze-auf-der-Nase.“

„Und was werden Sie tun, wenn der alte Pringle Sie als Schwindlerin entlarvt?“

„Ich behaupte nie, daß ich keine Schwindlerin bin. Ich sage allen, die an der Seance teilnehmen, daß sie selbst urteilen sollen. Sie glauben wohl nicht an Geister?“

„Natürlich nicht. Das heißt, bis vor kurzem.“

„Was wollen Sie denn damit wieder sagen, Virgil?“

„Oh, nur ein paar seltsame Dinge, die sich ereigneten.“

Barbara vermied es taktvoll, nach Einzelheiten zu fragen.

„Ich habe bisher auch nicht an sie geglaubt, aber jetzt habe ich so ein merkwürdiges Gefühl, als ob

ich ständig beobachtet würde“, gestand sie. „Und heute morgen habe ich das am Toilettentisch gefunden.“

Machen Sie sich des alten Sauertopfs Daniel Pringle wegen keine Sorgen. Wir werden Ihnen gegen ihn helfen. G., las Pringle.

„Ich fürchte, ich weiß, wer das geschrieben hat“, murmelte der Indianer. „Aber es hat keinen Sinn, es Ihnen jetzt erklären zu wollen. Ich möchte Sie gern vor der Seance noch einmal sehen, okay? Bis dahin — auf Wiedersehen!“

Drei Stunden später gab Hathaway seine Suche in der Staatsbibliothek in Utica auf. Er hatte alle Werke und Bände über Anthropologie, Sagen, Legenden, Folklore und damit verwandten Gebieten durchgeblättert. Er hatte erfahren, daß die Steinschleuderer zu einer Gnomenart gehörten, die die Irokesen *Dzhungeun* nannten. Sie lebten im südwestlichen Teil des Staates und umfaßten die Unterabteilungen der steinschleudernden *Gahunga*, die fruchtbarkeitbringenden *Gendayah* und die jagenden und bäuerlichen *Ohdowa*. Aber obgleich an verschiedenen Stellen erwähnt wurde, daß die irokesischen Mediziner diese Gnomen in Schach zu halten und zu lenken wußten, stand nirgends wie.

Hathaway überlegte eine Weile, dann verließ er die Bibliothek und stapfte die Genesestraße aufwärts zu einem öffentlichen Fernsprecher. Es schmerzte ihn fast körperlich, als er die Kosten für ein Gespräch in die Nähe von Buffalo erfuhr. Aber er mußte es sich leisten. Er war fest entschlossen, diesem Charlie Katzenwels das Geld dafür abzuknüpfen, und falls es sein mußte mit Gewalt, wenn er ihm wieder über den Weg lief.

„Verbinden Sie mich mit der Tonawanda Reservation“, bat er die Telefonistin.

Als er den richtigen Anschluß hatte, fragte er nach Charlie Katzenwels. Nachdem er lange Minuten gewartet hatte, während derer er ständig neue Münzen einwerfen mußte, erfuhr er, daß Katzenwels erst in Wochen zurückerwartet wurde.

„Dann geben Sie mir bitte Häuptling Kornpflanze.“

Eine kurze Pause, dann: „Er ist nach Buffalo gefahren und kommt nicht vor dem Abend zurück.“

„Hören Sie“, sagte Hathaway, „haben Sie irgendwelche Medizinmänner, Hexer, Geisterbeschwörer oder etwas Ähnliches in der Reservation?“

„Wer möchte das wissen?“

„Ich bin Virgil Hathaway von den Penobscoten, Angehöriger des Schildkrötenstamms und Nachkomme von Dekanawida.“ Er erklärte seine Schwierigkeiten.

Die Stimme bat ihn zu warten. Kurz darauf klang die Stimme eines sehr alten Mannes aus dem Hörer. Sie sprach in einem Mischmasch aus gebrochenem Englisch und Seneca.

„Einen Moment, bitte“, ersuchte ihn Hathaway. „Ich muß mir einen Bleistift besorgen, und mein Seneca ist auch nicht so gut...“

Als Hathaway nach Gahato zurückfuhr, versuchte er, einen Lastwagen auf der schmalen Brücke über den Moose bei McClintock zu überholen. Der Fahrer des Lastwagens überschätzte die Brückenbreite, was dazu führte, daß Hathaways Auto zwischen Laster und Brückenträger eingeklemmt wurde. Als der Abschleppdienst die beiden Wagen voneinander trennte und in die Werkstatt brachte, erfuhr Hathaway, daß die Reparatur vier Stunden dauern und mindestens fünfzig Dollar kosten würde. Und der Nachmittagszug war gerade von McClintock nach Gahato abgefahren.

An diesem Abend hatte Barbara Scott die Hautevolee von Gahato zu ihrer Séance um sich versammelt: Dr. Lenoir mit Frau, Levi Macdonald,

den Bankkassierer, mit besserer Hälfte, die Pringles, Vater und Sohn, und zwei weitere. Dan Pringle begrüßte Barbara mit einem höflichen, aber unmißverkennlich spöttischen Lächeln. Er war rundlich, Asthmatiker, und hatte sich kaum je in einem Handel übervorteilen lassen.

Barbara bot ihren Gästen Platz auf in einem Kreis aufgestellten Stühlen in einem verdunkelten Zimmer an, und ersuchte die Herrschaften, sich ruhig zu verhalten, damit sie sich auf die Geisterwelt konzentrieren könne. Als Harvey Pringle eingeschlafen war, rückte sie ihre nötigen Hilfsmittel zurecht. Sie setzte sich auf einen Stuhl in einem Schrank, der in etwa einer Telefonzelle ähnelte, nur daß er statt einer Tür einen Vorhang hatte, und bat die Männer, sie an dem Stuhl festzubinden. Dann wies sie sie an, den Vorhang zuzuziehen und das gedämpfte Licht ganz auszuschalten. Sie warnte sie, es ja nicht ohne ihre Aufforderung wieder anzumachen, weil sie sie sonst in Gefahr brächten. Die Warnung war nicht unbedingt erforderlich, da sie das Licht durch verborgene Schalter im Schrank selbst regulieren konnte.

Auf dem Tisch zwischen dem Schrank und den im Kreis aufgestellten Stühlen befand sich eine Tischglocke, eine Trompete und eine Schiefertafel.

Barbaras Stuhl ließ sich durch ein paar bestimmte Bewegungen ohne Schwierigkeiten auseinandernehmen. Versteckt in ihrer Reichweite hatte sie eine größere Menge Verbandwatte zur Vortäuschung von Ektoplasma, und auch ein Greifgerät mit einem langen Stock, letzteres von ihr höchst persönlich schwarz angestrichen. Sie selbst hatte zur üblichen Einrichtung dieses Schwindelgeschäfts eine Anordnung von Lämpchen hinzugefügt, die sie warnen würden, wenn einer der Séanceteilnehmer von seinem Stuhl aufstand.

Barbara wartete nicht lange. Sie bewegte sich hin und her, genau wie in der Anleitung beschrieben, und der Stuhl teilte sich. Nun konnte sie ohne weiteres aus den jetzt losen Stricken schlüpfen. Barbara ächzte und stöhnte, um damit vielleicht verräterische Geräusche ihrer Vorbereitungen zu übertönen, und leierte ein paar Zeilen aus Homer. Diesmal beabsichtigte sie nämlich, Sokrates zu beschwören.

Sie war noch dabei, sich aus den Banden zu lösen, als die Tischglocke zu klingeln anfang. Es war nicht ein schwaches *Ting*, wie es sich vielleicht ergeben mochte, wenn jemand versehentlich daran stieß, sondern ein hartnäckiges, heftiges Bimmeln, als riefte der Koch auf einer Ranch die Cowboys zum

Essen zusammen. Dabei zeigten die Lämpchen an, daß alle der Anwesenden noch auf ihren Stühlen saßen! Die Glocke läutete scheppernd weiter, und nun tutete auch noch die Trompete.

Barbara Scott hielt schon seit mehreren Jahren Séancen ab, während derer sie die Dunkelheit als Freund schätzen gelernt hatte. Aber jetzt erfüllte sie sie mit kindischer Angst. Der Schrank begann zu schaukeln. Sie schrie. Der Schrank schaukelte noch ärger. Die Tür der falschen Seite flog auf, die Watte und die mechanische Hand wurden herausgerissen. Der Vorhang bauschte sich auf. Und jetzt schaukelte auch der Tisch. Dr. Lenoir stieß einen wütenden Schrei aus, als die Greifzange ihn in die Nase zwickte.

Von irgendwoher kam gedämpfter Trommelschlag und ein langgezogenes Indianergeheul: *U-u!*

Der Schrank kippte gegen den Tisch. Barbara kämpfte sich aus den Trümmern, da entsann sie sich, daß das Zimmerlicht erst angeknipst werden konnte, wenn der Hauptschalter in der Schrankwand entsprechend gedreht war. Sie tastete danach, drehte ihn und befreite sich aus den Schranküberresten.

Die fast von Panik erfüllten Séancenteilnehmer waren vom Licht geblendet und verwirrt vom

Anblick ihres Mediums, das, in die losen Schnüre verwickelt, das Kleid zerrissen und mit dem ersten Anflug eines blauen Auges, mit der Hand am Lichtschalter vor ihnen stand. Als nächstes stellten sie zu ihrem Entsetzen fest, daß die Tischglocke, die Trompete und die Schiefertafel, die mechanische Hand und andere Dinge scheinbar eigenes Leben entwickelt hatten und im Zimmer herumschwirrten.

Plötzlich erschallte ein Befehl in einer fremden Sprache. Die Schiefertafel sauste auf Dan Pringles Kopf herab. Während er noch benommen blinzelte, mit der Brille von einem Ohr baumelnd und den Rahmen der Tafel um seinen Hals, warfen sich ihm alle möglichen Gegenstände entgegen. Keuchend kletterte er über seinen umgestürzten Stuhl und stolperte zur Tür. Die fliegenden Gegenstände verfolgten ihn.

Als Pringle die Straße erreichte, schienen sich Steine wie von selbst zu erheben und sich hinter ihm her zu schleudern, aber ihre Zielsicherheit war anfangs nicht groß. Erst nach einer Weile traf ein Stein von etwa Daumennagelgröße, der dem Aufschlag nach von einem Luftgewehr kommen mochte, des Sägewerkbesitzers Oberschenkel mit einem dumpfen *Spttt*. Pringle heulte auf, torkelte und rannte weiter. Ein zweiter Stein hatte sich seinen

Oberkopf ausgesucht. Er hinterließ eine kleine, blutende Wunde, die zur Beule anwuchs und Dan Pringle Sterne sehen ließ.

Die Bewohner von Gahato erlebten ein ungewöhnliches Schauspiel: Sie sahen ihren führenden Geschäftsmann heftig keuchend und mit blaurotem Kopf die Hauptstraße entlanglaufen. Hin und wieder war der Aufschlag eines Steinchens zu hören, und dann machte Pringle ein paar Bocksprünge und rannte noch schneller weiter.

Aus dem Augenwinkel bemerkte der Sägewerkbesitzer, daß Virgil Hathaway gerade seine Lادتür von außen aufsperrte. Da stieg eine vage Erinnerung in ihm auf, daß er jemanden von den übernatürlichen Kräften des Indianers hatte reden hören. Er raste zu Hathaways Laden. Der Indianer hatte gerade die Fliegengittertür hinter sich geschlossen. Pringle stürzte hindurch, ohne sich die Mühe zu machen, sie zu öffnen.

„Himmel!“ rief Hathaway mild. „Was ist denn mit Ihnen los, Dan?“

„Hö-hören Sie mir zu, Virgil. Sind Sie ein Mediziner?“

„Ach, achten Sie doch nicht auf das abergläubische Gerede...“

„Aber ich brauche Ihre Hilfe! Sie sind hinter mir her!“ Er berichtete, was ihm widerfahren war.

„Na ja“, murmelte Hathaway zögernd. „Ich werde sehen, was ich tun kann. Aber das sind irokesische Kobolde, sie halten nicht viel von uns Algonkins. Haben Sie ein bißchen Tabak? Also gut, ziehen Sie die Jalousie herunter.“

Hathaway nahm Pringles Tabakbeutel und öffnete die zerrissene Fliegengittertür. Er warf ein paar Fingerspitzen voll Tabak in die Dunkelheit und rief in seinem schlechten Seneca:

Ich gebe euch Tabak, Dzhungeun,

Wanderer der Berge.

Ihr hört mich und werdet kommen.

Ich gebe euch Tabak.

Ich habe meine Pflicht euch gegenüber erfüllt,

Jetzt müßt ihr eure tun.

Ich habe gesprochen!

Alle acht *Gahunga* materialisierten sich auf dem Rasen. Hathaway befahl ihnen mit strenger Stimme, in den Laden zu kommen. Als sie gehorcht hatten, fragte er noch strenger:

„Was habt ihr Burschen bloß jetzt schon wieder angestellt?“

Gaga wand sich. „Wir haben nur versucht, Miß Scott einen Gefallen zu tun“, erklärte er. „Sie wollte eine gute Spukschau abziehen, da halfen wir ihr. Sie mag diesen alten Miesepeter Pringle nicht. Also wollten wir ihm Angst einjagen. Weh tun wollten wir ihm nicht.“

„Dabei wißt ihr genau, daß ihr für die Sommerferien nur hierher mitkommen durftet, wenn ihr eure Steinschleudererkräfte nicht anwendet. Das habt ihr versprochen!“ Hathaway blickte sie durchdringend an. „Und ihr wißt auch, was Eitsinoha mit kleinen Kobolden macht, wenn sie nicht brav sind!“

„*Eitsinoha?*“ rief Gaga erschrocken. „Sie würden es ihr doch nicht erzählen?“

„Das muß ich mir erst noch überlegen. Verdient hättet ihr es jedenfalls.“

„Bitte, Mister, verraten Sie ihr nichts. Wir werden auch ganz bestimmt nicht einmal mehr ein Sandkorn werfen. Ich schwöre es bei *Iuskeha*! Lassen Sie uns bitte gehen, dann kehren wir sofort nach Cattaraugus zurück.“

Hathaway wandte sich an den zitternden Pringle. „Wollen Sie meine Miete immer noch erhöhen, Dan?“

„Ich gehe damit sogar herunter! Um fünf Dollar!“

„Um zehn!“

„Siebenfünfzig.“

„Einverstanden. Gaga, du kannst mit deiner Bande jetzt verschwinden. Aber bleibt in der Nähe. Und tut nichts, *ja nichts*, hörst du? Außer ich befehle euch etwas.“

Die *Gahunga* verschwanden.

Pringle gewann ein wenig seiner üblichen Selbstsicherheit zurück.

„Danke, Virgil. Ich weiß nicht, was ich ohne Sie getan hätte.“

„Ist schon gut, Dan. Aber es ist besser, wenn Sie über die ganze Sache schweigen. Ein Mediziner zu sein, ist eine Art Spaß unter uns Indianern. Sie wissen schon, so was Ähnliches, als wäre man Ritter in so einem Fantasyclub.“

„Ja, ich verstehe. Sie wollten ihr also einen Gefallen tun, hm? Es wäre ja schlimm genug, wenn mein Sohn eine Schwindlerin heiratete, aber ich sehe jetzt, daß ein echtes Medium noch schlimmer wäre. Nein, nichts zu machen. Sie können ihr ausrichten, daß ich das gesagt habe. Und Harvey wird tun, was ich bestimme, schließlich braucht er mein Geld.“

„Aber...“, brummte Hathaway. Er wollte Barbara Scott verteidigen, wollte Pringle sagen, daß, selbst wenn sie eine kleine Schwindlerin war, was das Séancegeschäft anbelangte, sie doch immer noch besser war als dieser Taugenichts von Harvey.

„Was?“ fragte Pringle.

„Oh, nichts.“ Hathaway überlegte, daß ja eigentlich alles großartig ausgegangen war. Barbara würde schon über ihre blinde Verliebtheit hinwegkommen und einsehen, daß der Bursche nichts wert war. Sie konnte in Ruhe fertig studieren, und dann würde sie gut genug verdienen, um das Spukgeschäft an den Nagel hängen zu können. Warum also im Ameisenhaufen herumstochern?
„Gute Nacht, Dan.“

Es hat sich eigentlich rentiert, dachte Hathaway, als er den Laden absperrte. Wenn man bedachte, daß er schließlich erst seit zwei Tagen im Medizinmanngeschäft war! Es wäre vielleicht nicht dumm, im Herbst einen Ausflug nach Tonawanda zu machen und Charlie Katzenwels zu besuchen. Vielleicht standen noch weitere lohnende Möglichkeiten offen?

DIE WEISHEIT DES OSTENS

Alan Bennett vergewisserte sich mit einem schnellen Blick die Neunundfünfzigste auf und ab, daß keine seiner Bekannten in der Nähe waren, und verschwand eilig in einem Gebäude von ehrwürdigem Alter.

Ehe man die knarrende Treppe hochsteigen konnte, mußte man durch ein Vestibül mit Schaukästen ringsum an den Wänden. Einer dieser Kästen enthielt ein paar Studioaufnahmen eines Fotografen, ein anderer ein leicht vergilbtes Bild eines dunkelhäutigen Mannes mit auffallender Nase und dunklen, glänzenden Augen. Unter dieser Fotografie stand: *Shri Motilal Bhulojna. Zweiter Stock.*

Als Bennett diese Worte las, sagte eine Stimme neben ihm. „Sie sind Mr. Bennett, nicht wahr?“

Bennett wirbelte herum und sah sich Shri Motilal Bhulojna persönlich gegenüber. Der Inder trug einen weißen Anzug.

„Uh – ja – ja“, stotterte Bennett.

„Sie sind Graphiker?“

„Ja.“ Bennett fragte sich, woher Bhulojna das wußte. Aber es war natürlich nicht schwierig, den Beruf eines Menschen zu erfahren, wenn man sich die Mühe machen wollte.

Der Jogi war nicht ganz so groß und dünn wie Bennett, aber er schien ungefähr seines Alters, also fünfunddreißig, zu sein, obgleich Bennett älter aussah, da sein Haar bereits zu ergrauen begann.

„Ich habe gerade ein wenig frische Luft geschöpft“, fuhr Shri Motilal fort. „Kommen Sie mit hoch? Ich werde ein paar einführende Worte sprechen.“ Er rannte leichtfüßig die knarrenden Stufen hoch. Bennett folgte ihm mit verwirrt gerunzelter Stirn.

Etwa auf halbem Weg wurde Alan Bennett klar, was nicht stimmte. Die Flügel der großen Glastür schwangen nach innen auf. Er hatte ihnen den Rücken zugewandt gehabt. Um durch diese Tür zu kommen, hätte man ihn, Bennett, zur Seite schieben müssen. Andere Türen gab es im Vestibül nicht.

Bennett, als Graphiker, war ein logisch denkender Mensch. Er folgerte, daß (a) die Dinge entweder nicht so waren, wie sie schienen, oder (b) Shri Motilal Bhulojna entweder aus der Decke gekommen war oder durch eine Falltür, oder er hatte

sich durch die festen Wände des Vestibüls materialisiert.

Er beschleunigte seinen Schritt. Zuvor war er schon nahe daran gewesen, seinen beabsichtigten Besuch bei dem angeblichen Jogi wieder abzublasen, aber jetzt hätte nur noch raue Gewalt ihn davon abhalten können.

Als sie den zweiten Stock erreicht hatten, öffnete Shri Motilal eine Tür auf die übliche Weise und ließ Bennett den Vortritt. „Bitte, setzen Sie sich doch“, forderte er ihn auf, und zog sich selbst zurück.

Bennett sah eine Anzahl von Stühlen an einer Zimmerseite. Vier davon waren besetzt, und zwar von einem kleinen, kummervoll aussehenden alten Mann und drei Frauen – einer Matrone von Schlachtschiffformat, einer ausgedörrten Jungfrau mittleren Alters und einem blonden Mädchen mit festem Kinn, gutaussehend, aber nicht mehr ganz jung.

Shri Motilal Bhulojna erschien. Er trug noch seinen weißen Anzug, aber er hatte seine Straßenschuhe gegen Pantoffel ausgetauscht und sein blauschwarzes Haar mit einem Turban bedeckt.

Er fing sofort mit seiner Einführung an. Seine britische Aussprache hatte einen schwachen, aber

eindringlichen nasalen Akzent, und er besaß die Angewohnheit, die falschen Silben zu betonen.

„Meine Freunde, ehe Sie mit diesem Kurs in Joga beginnen, ist es angebracht, ein paar mögliche Mißverständnisse aufzuklären, die Menschen des Okzidents dieweil haben.

Es ist beispielsweise ein großer Irrtum, zu glauben, daß allein eine orientalische Abstammung schon Garantie für okkulte Kräfte ist. Indien hat seine eigenen Lehren materialistischer Philosophie entwickelt. Ich weise nur darauf hin, daß die Vaiseshikaschule viele Ihrer westlichen Doktrinen der Atomphysik vorhersah. Und natürlich ist es altbekannte Tatsache, daß Indien eine beachtliche Zahl von Scharlatanen und Schwindlern hervorgebracht hat.

Ich möchte keine übertriebenen Behauptungen aufstellen, was den Nutzen betrifft, den Sie aus Joga ziehen werden. Wie einer unserer Propheten bemerkte: viele sind berufen, aber wenige auserwählt. Nicht alle von Ihnen sind in dieser Inkarnation ausgerüstet, das Stadium des Überbewußtseins zu erlangen, das als *samadhi* bekannt und das Ziel unserer Philosophie ist. Doch Beharrlichkeit wird Sie gewiß zu jetzt noch

unvorstellbaren Leistungen führen, und für diese werden Sie belohnt werden.

Der erste Zweig des Jogas, mit dem wir uns beschäftigen werden, ist *Hatha*, das sogenannte Anstrengungs-Joga, das den Körper ausbildet, denn es ist verständlicherweise notwendig, den Körper zu beherrschen, ehe man ohne ihn auskommen kann. Später werden wir zum *Jnana* oder Joga des Geistes weitergehen.“

Alan Bennett stellte fest, daß die Singsangstimme eine einschläfernde Wirkung auf ihn ausübte. Erschrocken fuhr er hoch. Shri Motilal Bhulojna bemerkte es und blickte ihn streng an. Bennett fand gerade noch rechtzeitig zu sich, um die Anleitungen für die beiden ersten Schritte aufzunehmen.

Der erste Schritt war die Abstinenz. Bennett glaubte nicht, daß Alkohol ihm sehr fehlen würde, denn er war ein sehr mäßiger Trinker. Die fleischlose Diät gefiel ihm weniger, aber er nahm an, er würde sie zumindest eine Weile durchhalten können. Nicht zu rauchen jedoch dürfte ihm schwerfallen.

Der zweite Schritt war ein kleiner Vorgeschmack von *dharana* oder Konzentration. Die fünf Aspiranten sollten nichts anderes tun, als eine ganze Stunde absolut ruhig sitzen. Nachdem er diese

Anweisung erteilt hatte, schlüpfte Shri Motilal aus seinen Pantoffeln, zog seine weiße Anzughose ein wenig hoch, setzte sich auf den Boden und nahm die Lotoshaltung ein, wo die Füße jeweils auf dem gegenüberliegenden Oberschenkel ruhen. Und dann wurde er, so zumindest sah es aus, zu einer braunhäutigen Statue.

Nach zehn Minuten begann Alan Bennetts Nase entsetzlich zu jucken, dann sein linker Fuß, danach sein rechtes Schulterblatt. Das ging so weiter, bis er am ganzen Körper von einem kaum noch auszuhaltenden Juckreiz befallen war.

Nach fünfundzwanzig Minuten hustete der kummervoll aussehende alte Mann laut, erhob sich und stapfte zur Tür. „Ich bin doch nicht verrückt“, brummte er vor sich hin. Bennett sympathisierte mit ihm, aber er hatte nicht die Absicht, sich zurückzuziehen, ehe er nicht geklärt hatte, wie jemand durch eine Glastür gelangen kann, ohne sie zu öffnen. Diese Frage lenkte ihn eine Weile von seinem Juckreiz ab, aber leider nicht sehr lange. Als er ihm absolut unerträglich schien, entslang Shri Motilal sich, stand auf und sagte: „Das wäre es für heute, meine Freunde. Ich hoffe, Sie alle morgen abend um die gleiche Zeit wiederzusehen. Gute Nacht.“

Bennett hatte schon die Lippen geöffnet, um ihn wegen der Tür zu fragen, aber dann brachte er doch den Mut dazu nicht auf, zumal der Jogi es offenbar eilig hatte, sie hinauszukomplimentieren.

Bennett hatte am nächsten Tag Schwierigkeiten mit seinen Zeichnungen. Er schob die Schuld auf seine Hauswirtin, die Luftfeuchtigkeit, das ungünstige Licht, das durch die schrägen Fenster seines Dachstudios drang – es war ein gewitterschwangerer Sommertag – und schließlich auf den wahren Grund, nämlich die Neugier, wie der Jogi in das Vestibül gekommen war, die ihn jetzt noch mehr als am Vortag plagte.

Er kam eine halbe Stunde zu früh bei Bhulojna an – etwas, das jemand, der seine Gepflogenheiten kannte, nie geglaubt hätte. Natürlich war er der erste. Bhulojna bat ihn, es sich bequem zu machen, und schwebte in ein inneres Sanktuarium.

Als nächstes kam die Blonde. „O hallo“, sagte sie. „Ich bin Pauline Edge. Sie heißen Bennett, nicht wahr?“

Bennett gab etwas zögernd zu, daß das der Fall war.

„Mutter hat heute ihren Klubabend“, fuhr sie fort, „aber sie meinte, ich sollte unbedingt hier teilnehmen und ihr dann alles berichten, was Mr.

Bhulojna sagte.“ Sie unterhielten sich über das Wetter und alles mögliche, und stellten schließlich fest, daß sie ein paar gemeinsame Bekannte hatten. Nach ein paar Minuten waren sie bereits die besten Freunde.

„Was machen Sie so, Pauline?“

„Ich? Oh, ich kümmere mich nur um meine Mutter und spiele ihren Laufburschen.“

„Und das macht Ihnen Spaß?“

„Großer Gott, nein. Aber ich kann nichts anderes, ich habe nichts Nützliches gelernt. Wir gehören zu den 'neuen Armen', wissen Sie? Seit zehn Jahren schon. Ich bin nicht hübsch genug, um mein Brot als Modell zu verdienen. Zwar wollte ich Schreibmaschinenschreiben lernen, aber Mutter ließ es nicht zu. Und da das bißchen Vermögen, von dem wir leben, ihr gehört, muß ich eben nach ihrer Pfeife tanzen. Das kommt davon, wenn man als höhere Tochter erzogen wird.“

„Und wir kommen Sie hierher?“

„Einer von Mutters Einfällen. Und da sie für den Kurs bezahlt hat, muß wenigstens eine von uns ihn durchstehen. Und Sie?“

„Ich? Oh, ich weiß nicht. Meine Bekannten langweilten mich, und ich dachte, ich sollte außer

meinen Bildern noch andere Interessen haben. Also entschloß ich mich, festzustellen, was hinter dieser 'Weisheit des Ostens' steckt.“

„Da kommt der Meister“, machte Pauline ihn aufmerksam.

Shri Motilal schwebte herein. „Guten Abend, meine Freunde“, begrüßte er sie nun offiziell, scheinbar ohne die Reduzierung seiner Schülerzahl zu bemerken. „Heute sollen Sie etwas mehr über den ideologischen Hintergrund des Joga erfahren, damit Sie erkennen, daß es kein Hokusfokus ist. Wir können nun, da die Materialisten ausgefallen sind, wie sie es immer tun, ein bißchen weniger förmlich sein.“

Die Stellung des *Hatha-Joga, asana* genannt, sind die Mittel, die transzendentalen Elemente Ihrer Persönlichkeit zu ihrem rechtmäßigen Stand der Kontrolle über die materiellen Elemente zu erheben. In der Kultivierung der Dreiheit von *dharana*, *dhyana* und *samadhi* erringen Sie nicht nur die Beherrschung über Ihren Körper – einschließlich der sogenannten Reflexbewegungen – sondern auch über die Naturkräfte, und schließlich werden Sie die Einheit mit dem universalen Geist erreichen...“

Bennett verlor den Faden. Er war sich nicht klar, ob er unintelligent war, weil er diese

metaphysischen Begriffe nicht verstand, oder ob Bhulojna ihm nur etwas vormachen wollte.

Er wünschte sich nichts mehr als jetzt eine Zigarette. Also unterbrach er diesen Redefluß metaphysischer Ausdrücke, um zu fragen: „Verzeihen Sie, aber wie lange muß ich das alles aufgeben – ich meine das Rauchen und Trinken und so weiter?“

Shri Motilal blickte ihn mitleidig an. „Diese Dinge sind nur die ersten auf einer langen Liste jener, denen Sie entsagen müssen.“

„Wie? Noch mehr?“

„Ja, natürlich. Da keiner von Ihnen beiden verheiratet ist, brauche ich wohl eines davon nicht zu erwähnen.“

Pauline Edge gelang es nicht ganz, ein Lachen zu unterdrücken, was ihr einen sehr strengen Blick des Jogis einbrachte.

„Ich sehe nichts Erheiterndes an dieser Sache, Miß Edge. Sie scheinen das Opfer nicht zu würdigen, das ich bringen muß, um Ihr Guru zu sein. In dieser Welt des Materialismus leben zu müssen! Mich zu erniedrigen, indem ich Geld annehme... Aber wie könnten Sie es auch? Sie wissen ja nicht, wie sehr mich das an der Beherrschung des höchsten

Grades des Joga behindert – das Joga des Patandschalis, das Joga der absoluten Vergeistigung – denn Sie haben es ja nie selbst erlebt. Die Schuld liegt bei mir. Ich hätte es Ihnen sagen müssen: je weiter Sie fortschreiten, desto weniger werden Sie die körperlichen Freuden vermissen. Wenn Sie erst *samadhi* erreicht haben, wird Ihre Einstellung gegenüber dem Materialistischen die der Gleichgültigkeit oder gar des Abscheus sein.“

„Und was ist der Zweck?“ erkundigte sich Bennett.

„Das ist ja das A und O. Es ist schwierig, das Unerklärbare zu erklären, aber ich werde es versuchen. Der Buddhismus, der in gewisser Weise ein abtrünniges Kind des Joga ist, drückt es folgendermaßen aus: Die fünf Bestandteile des Erfassens sind Schmerz. Der Grund des Schmerzes ist das Verlangen, das zur Wiedergeburt führt. Das Aufhören des Schmerzes hängt vom Ende des Verlangens ab, das durch die Desintegration der Bestandteile erreicht wird, die die Persönlichkeit ausmachen. Unsere Doktrin unterscheidet sich ein wenig davon, aber vielleicht vermitteln diese Worte Ihnen ein Bild...“

Und das war alles. Shri Motilals Finger beschrieben zarte Muster in der Luft, und seine Augen schienen in die Unendlichkeit zu blicken.

„Nun“, sagte er, „wollen wir die Lotosstellung üben. Es wäre unklug, bei diesem ersten Versuch mehr als fünfzehn Minuten materieller Zeit in ihr zu verharren. Ziehen Sie Ihre Schuhe aus.“

Pauline hatte keine größeren Schwierigkeiten, die gewünschte Stellung einzunehmen. Bennett brachte sie erst nach schmerzvollem Ächzen und einem Knacken seiner Gelenke fertig. Bhulojna sagte: „Nein, die rechte Hand nicht auf das Knie legen. Das ist die ketzerische buddhistische Weise.“ Und er entschwebte.

Nach ein paar Minuten des Schweigens entfuhr Bennett ein krächzender Laut. Hätte er sich nicht zu dem meditierenden Schweigen verpflichtet gefühlt, hätte er gewiß geächzt: „Großer Gott, erlöse mich!“

Er machte ein paar vergebliche Versuche, sich aus dieser Haltung zu befreien. Wie eine Maus in der Falle kam er sich vor, und die Tatsache, daß die Falle aus seinen eigenen Gliedmaßen bestand, machte die Sache nur noch schlimmer. Er zerrte an seinen Füßen, schob daran, aber das erhöhte lediglich die Qualen.

Pauline schaute auf und sah ihn. Dann rief sie erschrocken: „Mr. Bhulojna! Helfen Sie!“

Der Jogi schwebte durch die feste Zimmerwand. Während Bennett seine Schmerzen vergaß und Pauline Mund und Augen aufriß, berührte Shri Motilal ein paar von Bennetts Muskeln. Bennetts Beine lösten sich aus der Verschlingung.

„Wie — wie haben Sie das gemacht?“ wisperte Bennett.

„Wie habe ich — ach so, Sie meinen, wie ich ins Zimmer gelangt bin. Ich erwähnte doch, daß wir eine Beherrschung der Naturkräfte erreichen.“

„Sind Sie gestern auf die gleiche Weise durch die Eingangstür gekommen?“

„Ja. Ich fürchte, ich werde etwas zu sorglos. Durch Sie habe ich jedoch einen ernsten Rückschlag erlitten, denn die Quintessenz dieser Kräfte ist, daß man der materialistischen Welt gegenüber viel zu gleichgültig wird, sie überhaupt zu benutzen. Können Sie aufstehen?“

Bennett versuchte es. Die beiden anderen mußten ihm hochhelfen und ihn stützen, bis er endlich wieder einigermaßen gerade stehen konnte.

Pauline stützte Bennett auch noch, als sie die Treppe hinunterstiegen und aus dem Haus gingen. „Wie fühlen Sie sich, Alan?“ fragte sie besorgt.

„Ich glaube, ich habe mir den Rücken gebrochen“, ächzte Bennett.

„Oh, Sie Bedauernswerter. Sie brauchen jemanden, der sich um Sie kümmert.“

„Danke. Aber ich glaube, im Augenblick brauche ich einen Drink noch mehr.“

„Gute Idee. Aber – was ist mit Mr. Bhulojnas Enthaltensamkeitsregeln?“

„Zum Teufel mit Mr. Bhulojna.“

„Aber Alan, ich glaube, es ist doch etwas dahinter, denn wie könnte er sonst einfach durch die Wände schweben?“

„Möglich. Aber er kann diese Fähigkeit für sich behalten, soweit es mich betrifft. Ich bin Künstler, kein Komitee für psychische Forschungen. So, und wie wär's jetzt mit dem Drink?“

Am nächsten Abend konnte Bennett schon fast wieder normal gehen. Pauline rief ihn an. „Alan, sind Sie immer noch an der Weisheit des Ostens interessiert?“

„*Nein!* Nun, vielleicht doch ein bißchen, aber jedenfalls nicht in dem Maß, daß ich mich deshalb zu schmerzhaften Knoten verknüpfe. Wieso, Polly?“

„Ich glaube, ich habe einen gefunden, der Sie nicht in Knoten flechten wird.“

„Einen *was* gefunden? Einen anderen Jogi?“

„Nicht direkt. Der, den ich meine, nennt sich vedantistischer Philosoph. Er heißt Shri Ramanuja Bhamkh. Er garantiert, alle östliche Weisheit, an der Sie interessiert sind, zu lehren, ohne daß man sich mit Verrenkungen und Atemübungen quälen muß. Wollen Sie ihn sich anschauen?“

Bennett wollte es.

Shri Ramanuja Bhamkh wohnte in der East Neunundfünfzigsten Straße, nur etwa zwei Häuserblocks von Shri Motilal Bhulojna entfernt. Shri Ramanuja Bhamkh war eine farbigere Persönlichkeit als der Jogi – er war groß und kräftig, hatte einen langen grauen Bart und buschige Augenbrauen. Die Leute, die sich bei ihm eingefunden hatten, waren etwa des gleichen Typs wie die, die Bennett am ersten Abend bei Bhulojna kennengelernt hatte, nur waren es mehr.

Seinen alten Gewohnheiten gemäß, kam Bennet zu spät. Als er eintrat, sagte Bhamkh gerade: „ ...

deshalb ist das Selbst nicht die Gesamtheit der stetig wachsenden und sich verändernden geistigen Erfahrungen. Das Selbst im traumlosen Schlaf kann unsere Bedürfnisse nicht befriedigen, da es bar allen Inhalts und nur eine nackte Abstraktion ist. Das wahre Selbst ist das universale Bewußtsein, das sowohl in als für sich existiert. Die drei Stadien der Seele — Wachen, Träumen und Schlafen — sind in einem vierten enthalten — im *turiya* —, dem intuitiven Bewußtsein, in dem es kein Wissen innerer oder äußerer Absichten gibt. Es ist die unveränderte und beständige Identität inmitten jeden Wechsels ...“

Bennet verstand zwar nicht, was der Mann sagte, aber das Bild, das Shri Ramanuja mit seinem Turban, dem Bart und den ausgebreiteten Armen bot, beeindruckte sein künstlerisches Auge.

„.... was uns zu der Mayadoktrin der Weltillusion bringt. Jedes Objekt tendiert zur Wandlung zu etwas anderem. Die Kategorien von Zeit, Raum und Ursache sind widersprüchlich. Unser Wissen über die Welt ist inkonsequent...“

Ob ich ihn wohl bitten könnte, Modell für mich zu stehen, dachte Bennett. Er sollte doch einen Maharadscha für die Whiskywerbung zeichnen ...

Nachdem alles vorbei war, sagte Bennett zu seiner neuen Bekannten: „Ich fürchte, ich habe so gut wie nichts verstanden.“

„Ich auch nicht“, gestand Pauline. „Aber sieht er nicht aus, als wäre er einem Märchen entstieg? Ich glaube, ich werde auch am Rest seines Unterrichts teilnehmen, noch dazu, wo er so billig ist.“

Pauline ging zu Shri Ramanujas Stunden. Und Bennett, dessen Freundinnen nach und nach geheiratet hatten oder aus der Stadt gezogen waren, besuchte sie ebenfalls. Bei der dritten Stunde wurde er jedoch ein wenig kribbelig.

Als die Teilnehmer sich an diesem Abend verabschiedeten und nur die üblichen noch kurz blieben, um den Meister mit Fragen zu bombardieren, flüsterte Bennett Pauline zu. „Polly, alles, was wir hier bekommen, sind Worte und wieder Worte. Glauben Sie nicht, daß wir anderswo mehr die Weisheit des Ostens für unser Geld erhalten könnten?“

Pauline blickte verlegen drein. Ehe sie antworten konnte, stand Shri Ramanuja Bhamkh neben ihnen. „Meine Freunde!“ rief er herzlich. „Mein geistiges Auge beobachtet Sie beide schon eine ganze Weile.“ Und dann, ganz, ganz leise: „Wären Sie daran

interessiert, sich dem Inneren Zirkel anzuschließen?“

„Gibt es denn einen?“ fragte Bennett.

„Selbstverständlich. Man setzt doch nicht die kindlichen Geister, wie die der meisten Anwesenden hier, ohne jegliche Vorbereitung der alten Weisheit aus.“

„Bedingt das die Aufgabe aller körperlichen Vergnügen?“

„Nein, keine dumme Askese. Wir dringen lediglich zur Wahrheit jenseits der Weltillusion vor. Bitte, kommen Sie doch mir.“

Sie folgten ihm.

Es gab noch drei weitere Angehörige des Inneren Zirkels. Zu Bennetts Überraschung handelte es sich bei allen dreien um attraktive Mädchen.

Das Zimmer war dunkel und hatte eine hohe Decke. An einer Seite stand eine kleine Statue mit vielen Armen. Sie wurde von einer unsichtbaren Lichtquelle in rötlichen Schein gefüllt.

Shri Ramanuja hatte sich jetzt in ein langes Gewand gekleidet. Mit ernster Stimme sagte er: „In diesem, dem fünftausenddreihundfünfzigsten Jahr des Kali-Joga haben wir uns hier im Namen Ardhanarissas versammelt, um die Vereinigung der

Maya oder kosmischen Illusion mit der *Prakriti* oder plastischen Materie zu symbolisieren, und dadurch zu der primären Ursache aller weltlichen Dinge vorzudringen.“

Es folgten ein paar metaphysische Sätze, von denen Bennett kein einziges Wort verstand. Ganz wohl fühlte er sich nicht in seiner Haut.

Bhamkh fuhr fort. „Das erste Mantra oder Wort der Macht, das wir heute abend lernen werden, ist...“ Am Ende dieses Satzes spitzte Bhamkh die Lippen, also sagte er „oh“, aber kein Laut drang heraus.

„Wie bitte?“ fragte Bennett.

Bhamkh lächelte. „Ich vergaß, daß Sie noch nicht so weit wie die anderen sind. Sie müssen wissen, daß Mantras, die die törichten Jogis als rein hypnotisches Mittel benutzen, in Wirklichkeit ideelle, unhörbare Laute sind, die einen Aspekt des Universums darstellen. Geschrieben ergeben sie eine universelle Terminologie. Sprechen Sie Französisch?“

„Ein – ein wenig“, stammelte Bennett verwirrt...

„So lassen Sie sich erklären, daß das Mantra ..., wenn ausgesprochen, ein Vokal gleich jenem in dem französischen Wort *bon* wäre – ein *onh*-Laut. Das ist

eines der mächtigste Mantras, da es die Tripelbeschaffenheit des Kosmos darstellt. Die Komponenten, ah, oo, mm beinhalten in dieser Reihenfolge das Absolute, das Relative und die Beziehung zwischen ihnen. Und nun sagen Sie...”

„...“, versuchte Bennett.

Shri Ramanuja lächelte. „Mit ein wenig Übung werden Sie es schaffen. Das sind die defensiven Mantras; in der offensiven kann ich nur fortgeschrittene Schüler einweihen. Das nächste Wort der Macht ist.....“

„Wie?“

„.....“, nichtsagte Bhamkh höflicherweise. „Es wird A-v-e-l-o-k-i-e-s-h-v-a-r-a geschrieben, und *wenn* es ausgesprochen würde, hörte es sich wie Avelokiteshvara an. Sagen Sie.....“

„.....“, echoten die Lerneifrigen.

„Das Mantra garantiert bei einem tödlichen Unfall in Ausübung Ihrer Bruderschaftspflichten Ihre Wiedergeburt an einem der zehn Punkte des Raumes“, erklärte Bhamkh.

Er fuhr fort, seine Klasse in ideellen, unhörbaren Lauten zu unterrichten. Bennett fiel es immer schwerer mitzudenken. Er fühlte sich nicht direkt schläfrig, aber irgendwie benommen, wie in Trance.

Er bemühte sich, sich auf Bhamkhs Anweisungen zu konzentrieren, aber das machte es nur noch schlimmer. Da versuchte er das große Einmaleins, doch das half auch nichts. Er war deswegen nicht beunruhigt, lediglich neugierig und ein wenig verärgert über sich, so wie manchmal, wenn er ein bißchen mehr als üblich getrunken hatte und feststellte, daß sein Verstand nicht ganz so funktionierte, wie er sollte.

Der Gedanke drängte sich ihm plötzlich erneut auf: welch großartiges Bild der Alte abgeben würde! Sogleich lösten sich die Schleier ein wenig. Bennetts noch bewußter Teil seines Geistes fühlte sich erleichtert. Wenn es so einfach war, zu sich zu finden, brauchte er sich keine Sorgen zu machen. Er gestattete sich, ein wenig tiefer in die Trance zu fallen. Er bemerkte ohne größeres Interesse, daß die vier Mädchen sich mit glasigen Augen vorlehnten.

Shri Ramanuja Bhamkh richtete sich auf. „Genug der Anweisungen. Wir sind nun bereit für den Höhepunkt unserer Zusammenkunft: der Vollziehung unserer Verbindung mit der Wirklichkeit, von der die Weltillusion nur ein Schatten ist: die Verehrung des weiblichen Schöpfungsprinzips.“

Das rüttelte das winzige, noch bewußte Teilchen von Bennetts Geist auf. Welche Art der Verehrung des weiblichen Schöpfungsprinzips das auch immer war, Alan Bennett gefiel schon allein der Ton nicht.

Aber es war so schwer zu denken, und sein Körper weigerte sich einfach, den schwachen Befehlen der zwei Prozent seines Geistes zu gehorchen ...

Bhamkhs Blick wanderte über seine Schülerinnen. An Pauline blieb er hängen. „Ihnen“, hauchte er, „als das neueste Mitglied unseres Zirkels, sei heute die hohe Ehre zuteil.“

Bennett versuchte sofort verzweifelt, sich mit Kunst zu beschäftigen. Die Beleuchtung und Komposition würden ein tolles Titelbild für ein Journal abgeben ...

Langsam erwachte sein Geist ganz, und er fühlte sich doch tatsächlich anfangs so an wie ein eingeschlafener Arm, ehe er wieder voll funktionsfähig ist.

Bennett rutschte mühsam Zentimeter um Zentimeter von seinem Stuhl, ehe es ihm gelang, auf die Beine zu kommen. Er krächzte: „Einen Augenblick ...“

Shri Ramanuja wirbelte herum. „Was? Sie wagen es, den Meister zu unterbrechen!“ Er machte zwei Schritte auf ihn zu und nichtsagte das Mantra „.....!“

Bennett wankte zurück wie von einem Schlag. Bhamkh folgte.

Bennett spürte, wie er den Boden unter den Füßen verlor.

„.....!“ Ein gewaltiger Windstoß peitschte gegen Bennetts knöchigen Körper. Er glitt zur Tür, schneller, immer schneller, die Stufen hinunter und durch die gläserne Eingangstür. Nicht durch irgendwelche mystischen Kräfte drang er durch die Scheibe, sondern mit einem lauten Krachen und Klirren.

Schwerfällig stand er auf. Er blutete leicht am Handgelenk, das er sich aufgeritzt hatte. Ein paar Passanten starrten ihn an. Er riß die Tür auf und stürmte wieder zurück ins Innere. Doch kaum war er im Haus, erfaßte ihn erneut dieser Wind – der offensichtlich nur für ihn spürbar war – und er verlor wie zuvor den Boden unter den Füßen.

Er gab seinen Versuch auf, zurück in Bhamkhs Wohnung zu gelangen. Er allein würde nichts erreichen. Es bedarf Beelzebubs, den Teufel auszutreiben. Und der beste Beelzebub – wenn

dieser Ausdruck hier vielleicht auch fehl am Platz war – wohnte nur zwei Blocks von hier entfernt.

Shri Motilal Bhulojna löste sich aus seinen Verschlingungen und blickte zu dem keuchenden Bennett hoch, als dieser, ohne anzuklopfen, in das Zimmer stürzte. Mit nur einer Spur von Ärger sagte der Jogi: „Sie haben mich in meiner Konzentration gestört. Weshalb?“

Bennett erzählte ihm seine Geschichte.

„Ah ja“, murmelte Bhulojna. „Ich hätte Ihnen sagen können, daß Bhamkh geheimer Tantriker und ein linkspfadiger noch dazu ist. Hätten Sie in ihrem Jogastudium ein wenig Ausdauer bewiesen, wäre es Ihnen ohne weiteres möglich gewesen, selbst mit ihm fertig zu werden.“

„Dann können Sie also etwas gegen ihn unternehmen“, sagte Bennett hoffnungsvoll.

„Ja. Das heißt, ich hätte es gekonnt – bis vor einer Woche noch.“

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie vergessen haben, was Sie machen müßten?“

„Natürlich nicht. Aber es ist mir endlich geglückt, das Joga des Patandschalis, das große Joga der Inaktivität, zu beherrschen. Ich werde nach Indien zurückkehren und mich der höchsten Form meiner

Philosophie widmen – der Ausübung des Nichtstuns.“

„Aber... Aber – Sie wollen doch nicht, daß dieser Bursche Bhamkh tut – uh – was immer er auch zu tun beabsichtigt?“

„Ich *will* nichts. Das Wort und alles, was es bedeutet, ist nun von absoluter Unwichtigkeit für mich.“

Bennett hüpfte verzweifelt von einem Fuß auf den anderen. „Aber ... Aber ...“

„Es gibt etwas, das ich tun kann“, sagte Bhulojna nachdenklich. „Ich werde nicht selbst etwas gegen diesen Tantriker unternehmen, da das eine Tätigkeit meinerseits bedeuten würde. Aber ich werde einen Kollegen bitten, der Ihnen vielleicht helfen kann, auch wenn er ein ketzerischer Mahayanier ist.“

Bhulojna schloß die Lider. Eine Minute lang verharrte er absolut reglos, ja er atmete nicht einmal. Bennett verkrampfte nervös die Finger.

Plötzlich glühte es an einer Zimmerseite hell auf. Ein kleiner Mann in unvorstellbar schmutzigem, gelbem Umhang glitt herein. Er saß in Lotosstellung schwebend in der Luft.

Bhulojna sagte mit gelangweilter, wie aus weiter Ferne kommender Stimme: „Alan Bennett, das ist

der Pan-chen-rin-po-cho, manchmal auch Tashi Lama genannt. Er kennt Ihre Geschichte bereits. Er wird Ihnen helfen.“

„O wirklich?“ quiekte der kleine gelbe Mann. „Den ganzen weiten Weg von Tashilhunpo, nur um ein unbedeutendes Opfer eines unbedeutenden Tantrikers zu retten? Es offenbart wenig deiner üblichen Klugheit, Shri Motilal. Außerdem bin ich mir gar nicht so sicher, daß meine Prinzipien eine Einmischung erlauben.“

„Warum?“ brüllte Bennett.

„Sie könnte zum Tod des Tantrikers führen. Und es ist mir unter keinen Umständen gestattet, jemandem das Leben zu nehmen. Beispielsweise ...“ Er streckte Bennett einen Arm entgegen und deutete mit der anderen Hand darauf. Bennett warf einen Blick darauf. Fast wäre er gestolpert, in seiner Hast, ein paar Meter zwischen sich und den Tashi Lama zu bringen.

„Sehen Sie?“ sagte der Lama. „Ich darf nicht einmal einen meiner sechsbeinigen Freunde töten, ja ihn nicht einmal seines warmen und behaglichen Zuhauses berauben. Das Leben eines Tantrikers zu nehmen, wäre unverzeihlich.“

„Könnten Sie denn nicht mich unterweisen? Mir erklären, was ich tun muß? Dann läge die Verantwortung bei mir.“

„Nein, ich wäre ihrer deshalb nicht enthoben.“ Bennett kam eine gräßliche Idee. Er streckte seinen hageren Arm aus, und seine Finger legten sich um die Haut des Lamas, wo es von arthropodem Leben nur so wimmelte.

„Jetzt“, knirschte er zwischen den Zähnen, „habe ich vier oder fünf Ihrer sechsbeinigen Freunde zwischen Daumen und Zeigefinger ...“

„Mörder!“ schrillte der Lama. „Geben Sie mir sofort meine Freunde zurück!“

„Nicht, ehe Sie mir nicht erklären, was ich gegen Bhamkh unternehmen kann. Tun Sie es nicht, zerquetsche und...“

„Gut, gut!“ krächzte der Tashi Lama. „Ich werde es tun! Ein Leben für fünf zu opfern, wird mich hoffentlich nicht aus den Reihen der Bodhisattva ausschließen.“

„Sie dürfen die Gäste des Pan-chen-rin-po-chos zurückgeben, Alan Bennett. Sie können sich auf sein Wort verlassen.“

Das schien glaubhaft, wenn man des Lamas fanatische Skrupel, was das Töten betraf, in Betracht

zog. Außerdem hatte Bennett keine Pillendose oder etwas Ähnliches, um die Läuse des Lamas einstweilen aufzubewahren. Also gehorchte er.

Als die Sechsbeiner glücklich wieder mit ihren Artgenossen vereint waren, verriet der Tashi Lama dem ungeduldigen Bennett mehrere Mantras. Ohne weitere Worte rannte Bennett aus der Wohnung.

Bennett sprang durch die zersplitterte Tür des Gebäudes, in dem Shri Ramanuja Bjamkh wohnte. Der Wind erfaßte ihn und hielt ihn fest.

„.....!“ nicht sagte Bennett. Der Wind erstarb so plötzlich, daß Bennett fast auf das Gesicht fiel.

Mit Riesensätzen sprang er die Treppe hoch. Als die Stufen glitschig zu werden begannen, nichtsagte Bennett: „.....!“ Und als er sein Gewicht verlor, brachte es ihm ein weiteres Mantra zurück.

Fast unmittelbar darauf wurde Bennett ein eindringliches Geräusch bewußt. *Tu-ut – tu-ut – tut* klang es aus Bhamkhs Studio. Anscheinend waren dem Tantriker die ferngesteuerten Mantras ausgegangen, denn die Tür zum Inneren Zirkel biß weder, noch wand sie sich, noch fühlte sie sich glitschig an, sie bewies keinerlei ungewöhnliche Originalität. Er öffnete sie.

Das Tuten kam von Shri Ramanuja. Er war als Krishna gekleidet und mit einem o-beinigen, weich knieigen Tanz beschäftigt, bei dem er heftig atmete. Das Tuten ging von einem seiner überzähligen Arme aus, mit denen er jetzt ausgestattet war. Vor ihm auf dem Boden saß Pauline im Schneidersitz, die Arme erhoben. Die drei anderen Mädchen kauerten in ähnlicher Stellung hinter ihr. Sie sangen ein Lied, das sich – auch wenn er es nicht verstand, – gut anhörte. Bennett sprintete quer durch das Zimmer und deutete mit dem Zeigefinger auf Shri Ramanuja. „.....!“

Der Tantriker taumelte unter dem Angriff zurück, aber er faßte sich schnell und schleuderte ein eigenes Mantra zurück: „.....!“

„.....!“ erwiderte Bennett.

Shri Ramanuja gab das Mantra-Duell auf und ließ sich eine andere Art von Feindseligkeit einfallen. Vor Bennetts Augen wuchs er und wurde zu einer gewaltigen schwarzen Gestalt mit zehn Armen. Jede Hand hielt eine todbringende Waffe. Sie kam auf Bennett zu.

Aber als der Tantriker die Gestalt änderte, erwachten die Mädchen aus ihrer Trance. Sie blickten einander verwirrt an und dann das, was aus Shri Ramanuja geworden war. Eine von ihnen

torkelte auf die Füße und rannte aus der Tür; eine andere blieb sitzen, wo sie war, und schrie gellend; eine weitere versuchte, ihr Gesicht in den Bodenbrettern zu vergraben.

Pauline Edge schien als einzige sofort klar zu sehen und bewies ihre Geistesgegenwart. Sie hob einen der jetzt nicht mehr besetzten Stühle auf, kletterte auf einen anderen, und hieb dem zehnamigen Riesen mit den Telleräugen und scharfen Hauern den ersten Stuhl über den Kopf.

Der Stuhl zersplitterte, und das Alptraumwesen taumelte. Bennett, der mit seinem letzten Atemzug (wie er glaubte) den Tashi Lama verwünschte, weil er das nicht vorhergesehen hatte, sprang jetzt näher heran und entriß einer der zehn schwarzen Hände einen Speer. Er drehte die Waffe um, holte damit aus und stieß sie dem Ungeheuer in das Fleisch.

Und dann jagte er den Riesen die Treppe hinunter und durch die Tür hinaus nach auf die Neunundfünfzigste. Es war inzwischen schon sehr spät geworden und es befanden sich nur noch wenige Menschen auf der Straße. Der nächste davon war ein Bürger namens Pascarella, dessen Gewerbe die Beraubung von Geldinstitutionen war. Mr. Pascarella, der den fast dreieinhalb Meter großen Giganten mit den zehn Armen auf sich zukommen

sah, zog seine Pistole, feuerte einmal, dann versagte sein Herz, und er kippte tot um.

Das Ungeheuer sank ebenfalls auf die Straße. Es schlug kurz spasmodisch um sich, dann verwandelte es sich in Shri Ramanuja Bhamkh zurück. Während die Neugierigen, die der Schuß herbeigelockt hatte, sich um die Leichen des Bankräubers und des Mannes mit Bart und Turban scharten, schlichen Bennett und Pauline sich eilig von hinnen. In einem Torbogen suchten sie vorübergehend Zuflucht und warteten, bis die Aufregung sich gelegt hatte.

Als sie wieder zu Atem gekommen waren, sagte Bennett: „Wir sollten Bhulojna wohl berichten, was vorgefallen ist.“

Pauline nickte.

Sie fanden den Jogi in einer noch verwickelteren Stellung vor, als überhaupt vorstellbar war. Er sah sie und entslang sich zumindest teilweise, dann sagte er ein wenig ungnädig:

„Oh, Sie sind es schon wieder. Was gibt es denn?“

Bennett erzählte ihm, was geschehen war.

Shri Motilal sagte mehr zu sich als zu den anderen: „Bhamkhs Fehler war, zu materiellen Mitteln zu greifen. Mit rein transzendentalen hätte er zumindest sein Leben retten können. Er vergaß, daß

die bizarre Gestalt, die er annahm, weder größere Intelligenz, noch mehr Mut oder Charakterstärke haben konnte als er als normaler Mensch. Zweifellos wird er für diesen Fehler zahlen und seine nächste Inkarnation als Bandwurm verbringen müssen.“

„Ist dieser Lama aus Tibet denn schon wieder fort?“ fragte Bennett. „Ich hätte ihm gern gedankt.“

„Das ist unwichtig. Dank bedeutet ihm nicht mehr als mir. Ich werde jetzt sofort nach Indien aufbrechen.“

„Oh? So bald schon? Polly und ich dachten – uh – wir waren wohl etwas vorschnell, als wir unsere Stunden bei Ihnen aufgaben. Wären Sie nicht eventuell bereit, uns noch ein paar zu geben?“

„Nein. Ich bin in ein Stadium aufgestiegen, das mich als Guru ungeeignet macht. Mein Versagen bei Ihnen beweist es. Außerdem erkenne ich, daß Sie gemeinsame materialistische Interessen hegen, die sich mit einem Fortschritt im Joga nicht vereinbaren lassen. Sie haben doch die Absicht, diese junge Frau zu bitten, Sie zu heiraten, sobald Sie den Mut dazu aufbringen, nicht wahr?“

Bennett lief tiefrot an, dann stieß er heftig hervor. „Allerdings!“

„Wie widerlich! Ich verschwinde.“ Ohne weiteres Lebewohl erhob Shri Motilal Bhulojna sich immer noch in seiner teilverschlungenen Stellung in die Luft und schwebte durch die Wand. Das war das letzte, was sie von ihm sahen.

DER BRETTERSTAPEL

Wir leben in einer Welt, in der die Tugend häufig unbelohnt bleibt. Wäre R. B. Wilcox nicht ein solcher Moralist gewesen, hätte er vielleicht für seine Sammlung über Sagen und Legenden des Staates New York die wahre Geschichte über den verhexten Hartholzbretterstapel erfahren. Allerdings waren Mr. Wilcoxs Moralbegriffe nicht allein daran schuld, daß er nichts Näheres zu hören bekam; mitverantwortlich dafür war auch die Tatsache, daß er kein Freund von karottenrotem Haar war.

Miß Aceria Jones, die Hosteß in der *Tanne*, hatte nämlich karottenrotes Haar. Die *Tanne* war ein Teehaus in Gahato, im Distrikt Herkimer im Bundesstaat New York. Die *Tanne* bot dem durstigen Gast, trotz der etwas irreführenden Bezeichnung „Teehaus“, Spirituosen aller Art, und hatte außerdem ein recht annehmbares Tanzorchester. Doch weitaus die größte Anziehungskraft übte Miß Aceria Jones aus. Sie war ein ungewöhnlich hübsches Mädchen, wie man es sich eher als Stewardeß, denn als Eintänzerin in einem obskuren Lokal vorstellte.

R. B. Wilcox war auf seiner Suche nach Sagen und Legenden in der *Tanne* gelandet. Nach dem Essen versuchte er, auch hier ein bißchen Material zusammenzubekommen. Der Besitzer, ein Mr. Earl Delacroix, war auswärts, also fragte der Schriftsteller Miß Jones, was sie über heimische Folklore wüßte. Sie erzählte ihm etwas vom Leben einer Hosteß in einem kleinen Adirondack-Sägewerk-Städtchen, aber nichts, was als Legende zu gebrauchen gewesen wäre. Auf seine Frage nach dem verhexten Holzstapel erwiderte sie, daß sie nicht auf so verrückte Phantastereien achtete.

In der Hoffnung, vielleicht doch noch etwas Wissenswertes aus der hübschen Befragten herauszubekommen, versuchte Wilcox es mit Komplimenten. „Ich wundere mich, daß Sie sich hier bei den Hinterwäldlern aufhalten“, sagte er. „Bei Ihrem Aussehen müßten Sie doch mit Leichtigkeit einen Job in der Stadt bekommen.“

„Sie meinen in Utica?“

„New York.“

„Nein, da würde es mir nicht gefallen. Da gibt es kaum Bäume.“

„Sind Sie denn so verrückt nach Bäumen?“

„Nur nach manchen. Wenn ich beispielsweise einen Job in einem Haus bekäme, vor dem ein Spitzahorn wächst, würde ich ihn sofort annehmen.“

„Was für ein Baum?“

„Ein Spitzahorn – *Axer platanoides*. Wissen Sie vielleicht, wo es einen gibt?“

„Ich – oh – nein. Aber ich verstehe nicht viel von Bäumen. Ist das eine heimische Baumart?“

„Nein, eine europäische.“

„Und mit einem anderen Baum würden Sie sich nicht zufriedengeben?“

„Nein. Es muß ein Spitzahorn sein. Ich kann es Ihnen nicht erklären, Mr. Wilcox, aber so ein Baum bedeutet mir sehr viel.“ Sie sah ihn mit einem schmachtenden Augenaufschlag an.

Wilcoxs Moralismus erwachte. Steif erklärte der Schriftsteller und Sammler von Legenden: „Ich wüßte nicht, was ich für Sie tun könnte.“

„Sie könnten mir einen Job in einem hübschen Restaurant besorgen, vor dem ein Spitzahorn wächst. Wenn Sie das fertigbrächten, könnte ich Sie sehr, sehr lieb haben.“ Es folgte ein noch schmelzenderer Augenaufschlag.

Beim zweiten „sehr“ spürte Wilcox geradezu, wie seine Moral ihn zur Tür zerrte. Er, oder

beziehungsweise seine Moral, taten Miß Jones vielleicht Unrecht. Aber er blieb jedenfalls nicht lange genug, um mehr über die ungewöhnliche Vorliebe der melancholischen Rothaarigen für Spitzahornbäume zu erfahren, auch nicht über ihre Definition des „sehr“. Wilcox bezahlte hastig und versicherte Miß Jones, ohne es ernst zu meinen, daß er es sie wissen ließe, falls er von einem solchen Restaurant erführe. Dann verließ er das Teehaus und ist für diese Geschichte nicht mehr von Bedeutung.

Um sich ein näheres Bild machen zu können, ist es nötig, die Zeit bis zum Jahre 1824 zurückzudrehen. In diesem Jahr landete in New York ein wohlbeleibter, würdevoller dunkelhaariger Mann, der seinen Namen als August Rudli aus Zürich angab. Er behauptete, aus einer alten schweizerischen Bankiersfamilie zu stammen und mit den Wittelsbachern verwandt zu sein; er sei, sagte er, Anwärter auf den bayerischen Thron an dreiundvierzigster Stelle. Er hatte als Oberst unter Napoleon gedient – und konnte als Beweis dafür einen Orden vorweisen. Da ihm das Bankgeschäft zu langweilig erschienen war, hatte er sich seinen Teil des Familienvermögens auszahlen lassen und war nach Amerika ausgewandert.

Es muß jedoch hiermit klargestellt werden, daß Herrn Rudlis Geschichte zwei Unwahrheiten enthielt. Er war weder mit dem Hause Wittelsbach noch einer Bankiersfamilie verwandt. Er stand auch nie im Militärdienst. Den Orden hatte er von jemandem anderen. Es stimmte, daß er Erfahrung im Bankgeschäft hatte, aber auf andere Weise, als er berichtete. Mit viel Glück hatte er sich in einer Bank zum Posten eines Kassierers hochgearbeitet und sich nach einiger Zeit, in einer dunklen, stürmischen Nacht, mit dem gesamten Barvermögen aus dem Staub gemacht.

Da Gesetzesübertreter in jenen Tagen selten, wenn überhaupt, über den Ozean ausgeliefert wurden, und wegen Unterschlagung schon gar nicht, hätte Herr Rudli die Früchte seines Wagemuts viele Jahre genießen können, wäre er nicht einem noch gerisseneren Burschen, als er selbst war, in die Hände gefallen. Dieser Bursche, ein John A. Spooner, befreite Rudli von nahezu seinem gesamten Barvermögen, indem er ihm einen „hochherrschaftlichen Landsitz“ aufschwatzte. Dieser Landsitz bestand aus mehreren tausend Morgen Granitfelsen, Sumpflöchern und lästigen Fliegen in den Adirondacks. Rudli steckte den größten Teil seines ihm danach noch verbliebenen

Kapitals in ein riesiges Haus, eine Straße, die zu diesem Haus führte, und in allen möglichen, aus Europa importierten Krimskram, mit dem er dieses Haus verschönerte. Zu den etwas ungewöhnlichen Importen aus Europa gehörten zwei junge Spitzahornbäume, die er vor das Haus pflanzen ließ, obwohl ringsum ein dichter Mischwald wuchs, bei dem unter den Laubbäumen der Zucker-, Feuer- und Silberahorn vorherrschten. Ersterer war von keiner geringeren Größe als die europäischen Ahornarten. Aber Rudli hatte seine eigenen Vorstellungen von einem Landedelmann, und zu ihnen gehörte offenbar die Anpflanzung aus der alten Welt eingeführter Bäume.

Rudli erfuhr nie, wie sehr man ihn hereingelegt hatte. Er starb in seinem ersten Winter im neuen Haus an Lungenentzündung.

Nach Rudlis Tod ging der Besitz in verschiedene Hände. Ein Teil davon wurde zum Eigentum der Internationalen Papiergesellschaft, ein anderer an den Staat New York, und der, auf dem Rudlis Haus gestanden hatte, an einen Mann namens Delahanty. Nach einem Jahrhundert völliger Verwahrlosung war von diesem Haus nur noch ein niedriger, mit verfaultem Laub bedeckter Hügel zu erkennen, aus dem ein einsamer steinerner Kamin ragte. Die

Lichtung, auf der das Haus gestanden hatte, und der größte Teil der Straße zu ihm, war völlig überwuchert. Von den beiden Spitzahornbäumen war einer schon in den ersten Jahren eingegangen. Der andere war zu einem schönen, gesunden Baum herangewachsen.

Delahanty, der Ältere, veräußerte 1903 die Nutzrechte für das Weichholz auf seinem Besitz zur Papierherstellung. Fünfunddreißig Jahre später verkaufte Delahanty, der Jüngere, das Hartholz auf dem Landstück. Also kamen die Holzarbeiter durch den Schnee gestapft und fällten die Buchen und Birken und Zucker- und Silberahornbäume. Gefällt wurde auch Rudlis überlebender Spitzahorn, den die Arbeiter mit dem harten Zuckerahorn verwechselt hatten.

Nach einer bestimmten Weile kamen die zwei Teile, in die man den Spitzahorn geschnitten hatte, im Heißeich von Dan Pringles Sägewerk in Gahato an. Dieser Name stammt von den Mohawk und heißt soviel wie „Holz im Wasser“. Ein sehr passender Name für eine Holzbearbeitungsstadt. Im Frühjahr wurden sie herausgefischt und zu insgesamt etwa dreihundert Meter zweieinhalb Zentimeter dicke Bretter gesägt. Diese Bretter landeten auf dem

Holzstapel Nr. 1027, auf dem nur das Holz der Güteklasse I aufgeschichtet war.

Im folgenden Sommer erhielt Pringle einen Auftrag von Hoyt, seinem Großhändler, zu dem unter anderem die Lieferung von sechstausend Meter zweieinhalb Zentimeter starke Hartholzbretter der Güteklasse I gehörte. Die Arbeiter verluden jeweils die obere Hälfte der Stapel 1027 und 1040 in einen Güterwagen. Der Vormann, Joe Larochelle, befahl, die verbliebene Hälfte von Stapel 1027 auf Stapel 1040 zu schichten. Also kletterte Henri Michod vom Bohlenweg auf den Stapel 1027. Er hob ein Brett hoch und reichte es Olaf Bergen, der es auf einen Wagen verstaute, der mit angezogenen Bremsen auf der Tramway stand. Die Tramway war in diesem Fall ein erhöhter, von Holzböcken getragener Bohlenweg. Bergen nahm seine Pfeife lange genug aus dem Mund, um in hohem Bogen zwischen Tramway und den Stapel spucken zu können. Dann führte er wie ein Lotse die Pfeife zurück durch den wirren Behang gelben Haares, das von seiner Oberlippe herabhing, und griff nach dem nächsten Brett – und immer so weiter. Als Michod mit der obersten Lage fertig war, sammelte er die Zwischenbalken ein, die die einzelnen Schichten

trennten, ordnete sie auf das Fahrzeug und begann, die nächste Lage umzuladen.

Das war alles gut und schön, bis Michod mit der vierten begann. Plötzlich fing der restliche Stoß zu schwanken an. Erst schaukelte er von Ost nach West und umgekehrt, dann von Nord nach Süd, und schließlich sogar im Kreis. Er begann auch ein jämmerliches Ächzen und Quietschen, vor allem, wenn die Bretter sich auf den Trennbalken rieben.

Olaf Bergen starrte mit weiten Augen auf das Phänomen. „He, Henri!“ brüllte er. „Was, bei allen guten Geistern, hast du mit dem Stapel gemacht?“

„Ich?“ schrie der durchgeschüttelte Michod. „Ich hab' gar nichts gemacht! Der Haufen tut es selber. Ein Erdbeben, vielleicht. Ich verschwinde lieber.“ Eilig sprang er auf den nächsten niedrigeren Stapel.

„Kann kein Erdbeben sein“, rief Bergen zu ihm hinunter. „Die anderen Bretterstapel verhalten sich ganz ruhig, oder vielleicht nicht?“

„Doch“, mußte Michod zugeben.

„Na also. Wenn es ein Erdbeben gewesen wär', hätten die anderen Stapel auch geschaukelt, oder? Also war es kein Erdbeben. Ist doch logisch, oder vielleicht nicht?“

„O ja? Und was hat den Stoß dann zum Schaukeln gebracht?“

„Nichts. Ein Erdbeben wär' das einzige, das das fertiggebracht hätte, aber wir hatten kein Erdbeben. Also hat der Stapel auch nicht geschaukelt. Und jetzt schau, daß du wieder hinaufsteigst und mir Bretter herübergibst.“

„Also der Stoß hat gar nicht geschaukelt, he? Was du nicht sagst, Olaf Bergen! Ich weiß es jedenfalls besser. Und mich bringen keine zehn Pferde mehr da hinauf!“

„Ach komm schon, Henri. Du kannst es dir doch nur eingebildet haben!“

„Auch gut. Dann arbeitest du auf dem Stoß und ich auf dem Wagen.“ Michod kletterte auf das Fahrzeug. Bergen, mit zuversichtlicher Miene, sprang hinüber auf Stapel 1027.

Aber 1027 hatte seinen eigenen Kopf, wenn man bei einem Holzstoß von Kopf reden kann. Er begann erneut zu schaukeln. Bergen mußte zwangsläufig mitschaukeln, wollte er seine Balance halten, aber mit jeder Schaukelbewegung wurden seine himmelblauen Augen größer. Die Bewegung war eigentlich nicht direkt unangenehm. Es war wie das Schaukeln eines Schiffes bei hohem Wellengang. Aber das beruhigte Olaf Bergen durchaus nicht,

denn schließlich war dieser Holzstapel ja kein Schiff, und Bretterstöße benehmen sich normalerweise nicht so. Ein Haufen, der sich so benimmt, ist unnatürlich, ja vielleicht sogar unheilig. Olaf Bergen wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben, ja nicht einmal mit einem Span davon.

Also kreischte er: „Das verdamnte Ding ist verhext!“ Noch schneller als Michod es getan hatte, sprang er davon herunter. Man hörte kurz seine Schuhe auf dem Bohlenweg knarren, und dann sah das Sägewerk ihn nicht mehr, jedenfalls nicht an diesem Tag.

Henri Michod ließ sich auf der Tramway nieder und holte eine Zigarette aus der Schachtel. Natürlich mußte er dieses ungewöhnliche Geschehnis Joe Larochelle melden, aber das war doch kein Grund, sich zuvor nicht noch kurz auszurasten.

Doch dann hörte er Larochelies eilige Schritte auf den Bohlen herbeikommen. Schnell steckte er die Zigarette wieder weg. Niemand machte so rasche Schritte wie Larochelle. Er kam immer ein wenig atemlos an, und wenn er sprach, überschlugen sich seine Worte. Dadurch erweckte er den Eindruck, schrecklich beschäftigt und mit Leib und Seele für den Betrieb da zu sein. Er war von mittlerer Statur, hatte eine Glatze und schiefe Zähne. „Wo ist Ole?“

„Ole?“ echote Michod. „Olaf ist heimgegangen.“

„Wollen Sie damit sagen, daß der Faulpelz einfach fort ist, ohne mir Bescheid zu geben? Und das noch dazu, wo ich drei Wagenladungen für den Mittagszug fertig haben muß.“

„So ist es aber, Joe.“

„Ist er denn krank?“

„Vielleicht. Es nahm ihn sichtlich mit, als dieser Stoß da plötzlich unter seinen Füßen zu schaukeln anfang.“

„Von allen verdammten Ausreden... Sie warten hier! Ich schicke Ihnen Jean Camaret aus der Nadelholzabteilung. Was bildet er sich überhaupt ein, wo wir hier sind!“ Und schon war Larochelle wieder aufgebrochen.

Kurz darauf erschien Jean Camaret. Er war älter und noch behäbiger als Henri Michod, der schon behäbig genug war. Untereinander redeten sie das Kanuckenfranzösisch, die Sprache der Frankokanadier, das durchaus nicht dasselbe wie französisches Französisch ist. Mehr als ein Franzose hat entrüstet abgestritten, daß es überhaupt Französisch ist.

Camaret kletterte auf Stapel 1027. Ehe er noch dazu kam, mehr zu tun, fing der Stoß wieder zu

schaukeln an. Camaret blickte zu Michod hinüber. „Ist mir jetzt schwindlig, oder schüttelt der verdammte Haufen sich?“

„Ich glaub', der Haufen schüttelt sich. Das ist etwas sehr Ungewöhnliches. Es ist nicht der Wind, aber es ist auch kein Erdbeben. Doch das macht nichts. Gib mir ein Brett herüber.“

Sehr gegen seinen Willen ahmte Camaret ein Rohr im Wind nach. Ja, man konnte nur allzu leicht erkennen, daß, obwohl er ein großartiges Schauspiel hinlegte, sein Herz nicht bei der Sache war. Man muß allerdings zugeben, daß er für die Rolle nicht sehr geeignet war, denn es war absolut nichts Rohrähnliches an ihm. Er spreizte die Beine, um einen festeren Halt zu bekommen, und bemühte sich vergebens, ein Brett aufzuheben. Doch dann wandte er Michod ein rotes, unglückliches Gesicht zu.

„Ich kann nicht mehr“, ächzte er. „Durch diesen sich schüttelnden Stoß bekomme ich ja die Seekrankheit. Hilf mir hinunter, mein Freund.“

Sein Freund half ihm auf die Tramway. Er setzte sich, stützte den Kopf in die Hände und stöhnte wie eine arme Seele im Fegefeuer.

Michod grinste ohne besonderes Mitgefühl. Auf diese Art und Weise würde er einen Tageslohn bekommen, ohne überhaupt gearbeitet zu haben. Er

war gerade dabei, die Zigarettenschachtel wieder herauszuholen, als Joe Larochelle ein zweites Mal den Bohlenweg herbeigeschossen kam. „Was ist denn mit Jean los? Ist er krank oder was?“

Camaret ächzte mitleiderregend. „Ich 'aben die Krank'eit des Bauches. Stoß machen *comme ci – comme ca*.“

„Was soll das heißen, der Stoß macht mal so, mal so?“

Was, zum Teufel, ist mit Ihnen los? Seit wann haben Sie gleich Angst, wenn ein Stapel mal ein bißchen schwankt?“

„Dieser Stoß sein anders. Sie selber steigen 'inauf und se'en.“

„Pah! Ich hätte mir nie gedacht, daß ein Mann wie Sie Angst vor so einem niedrigen Holzstapel hat. Ich hab' jedenfalls keine.“ Larochelle stieg hinauf. Sofort begann der Stoß mit seiner Schaukelstuhl-Vorführung. Larochelle jaulte auf und sprang eilig hinunter.

„Das sieht doch jeder, daß dieser Stapel ein Sicherheitsrisiko ist!“ brüllte er. „Vermutlich sind die Stützbalken verfault oder irgendwas sonst. Warum haben Sie mir das nicht früher gemeldet,

Henri? Wollen Sie vielleicht, daß wir uns alle den Hals brechen?“

Henri Michod wußte, daß Widerspruch keinen Sinn hatte. Er grinste zynisch und zuckte die Schultern.

„Wie dem auch sei“, fuhr Larochelle fort. „Ihr beide geht hinüber zur Nadelholzabteilung und helft dort drüben mit. Und kommt um ein Uhr wieder hierher!“

Als Camaret und Michod nach dem Mittagessen zum Stapel 1027 zurückkehrten, stellten sie fest, daß Larochelle ihn mit einem zentimeterdicken Strick an die benachbarten Stöße gebunden hatte. Der Vormann blickte ihnen entgegen. „Die Stützbalken sind in Ordnung. Ich versteh' nicht, woran es liegen kann, außer die Stützen sind in der Mitte höher, und das Ganze ist deshalb – wie sagt man – unstabil. Aber die Stricke müßten den Stoß jetzt halten.“

Keiner der beiden Arbeiter zeigte großen Eifer, auf den Stapel zu klettern. Schließlich brüllte Larochelle: „Verdammt, Henri, steigen Sie sofort hinauf, oder ich versetze Sie an die Holztränke!“

Also gehorchte Michod, wenn auch widerwillig. Larochelle hatte auf den Tank mit Schutzlösung angespielt, in den frisch geschnittene Fichtenbretter eingetaucht wurden. Wenn man zu dieser Arbeit

eingeteilt war, mußte man flink sein, um die einzelnen Bretter schnell herauszuholen, ehe das nächste eingelassen wurde. Und die Lösung meinte es nicht gerade gut mit den Händen. Das spürte man am Ende eines langen Tages. Larochelies Lieblingsmethode, Unstimmigkeiten oder Streitereien zu beheben, war seine Drohung, denjenigen, der unliebsam aufgefallen war, von seiner regulären Arbeit wegzunehmen und an den Tank zu stellen.

Sie luden den Wagen auf, schoben ihn zum Stoß 1040 und luden ihn dort ab. Als sie es zweimal gemacht hatten, setzte Larochelle einen anderen Mann ein, um sich an den Rand des Stoßes zu stellen, und die Bretter hochzureichen. Nr. 1027 ächzte und quietschte bedenklich, aber die Stricke verhinderten seinen Hulatanz.

Der Neue, Edward Gallivan, hob ein Brett auf und gab es an Michod weiter, und dieser wiederum an Camaret. Gallivan hatte das zweite Brett in der Hand, als das erste sich aus Camarets Händen wand. Es flog hinunter und landete auf Gallivans Brett.

Also war Camaret ohne Bretter, während Gallivan gleich zwei hatte.

Gallivan mochte ja seine Arbeit im Sägewerk, aber so weit ging seine Liebe dazu auch wieder

nicht, daß es ihm Spaß machte, Hartahornbretter auf den Armen zu sammeln. Wütend brüllte er:

„He, Franzmann, paß doch auf, was du tust. Du hättest mir mit dem Ding fast den Schädel mitgenommen.“

Camaret murmelte eine Entschuldigung und schaute verwirrt drein. Michod hob das unwillige Brett wieder hoch. Erneut befreite es sich aus Camarets Griff und kehrte mit einem Knall auf den Stoß zurück.

Camaret blickte ihm mit einer Mischung aus Verblüffung, Mißtrauen und wachsender Unruhe nach.

Das heißt, das hätte seine Miene verraten, wenn ein Gesicht überhaupt fähig wäre, so vielerlei verschiedene Empfindungen auf einmal zu zeigen, „'enri“, fragte er, „'aben du mir Brett weggenommen?“

„Warum sollte ich dir Bretter wegnehmen? Als ob ich nicht genügend hier unten hätte.“

„'ab ich vielleicht fragen nach Warum? Ich nur wollen wissen, ob du mir 'aben Brett aus 'and gerissen.“

„Natürlich nicht! Ich bin ja schließlich kein Bretterfetischist!“

„Na na, Jungs“, versuchte Gallivan sie zu beschwichtigen. „Mit Streiterei kommen wir hier nicht weiter. Ihr probiert es noch einmal, und ich paß' auf.“

Also hob Michod das Brett zum drittenmal hoch. Als Camaret es nahm, schwang es wild hin und her und drehte und wandt sich wie etwas Lebendes. Camaret ließ es los, um nicht vom Wagen gerissen zu werden, da schwebte es sanft zurück auf den Stapel. „Großer Gott, hilf uns!“ heulte Gallivan. „Das gefällt mir gar nicht!“

Michod faltete triumphierend die Arme über die Brust. „Na, bist du jetzt überzeugt, Jean? Ich hab' nichts damit zu tun gehabt.“

Camaret krächzte. „Also, ich sein überzeugt. Mehr als mir sein lieb. Mir werden ganz schlecht, wenn ich nur daran denken. Sagen Joe, ich ge'en 'eim und saufen mir voll, verprügeln meine Frau und vergessen alles über diese verdammten Bretter.“

Joe Larochelle explodierte, als man ihm von den neuesten Ereignissen berichtete. Ned Gallivan lächelte väterlich, und Henri Michod zuckte gleichgültig die Schultern. Larochelle hatte erst vor kurzem eine Gutschrift für dreihundert Meter Birke erster Qualität eingelöst, angeblich für zuviel gelieferte Bretter. Seltsamerweise hatte der Kunde

diese Bretter aber nicht zurückgebracht. Vielleicht handelte es sich jedoch um einen echten Irrtum. Wie dem auch war, Gallivan und Michod wußten von dem eingelösten Gutschein und waren sich deshalb ihrer Stellung ziemlich sicher.

Schließlich brüllte Laroche: „Also gut! Dann muß ich euch zeigen, wie man diese springenden Bretter behandelt! Ihr bleibt hier!“ Als er zurückkam, hielt er eine Axt in der Hand. „Jetzt los, Henri, Sie geben Ned ein Brett.“

Als Gallivan das Brett nahm, versuchte es offenbar, ihn von der Tramway zu ziehen. Laroche, der neben ihm stand, hieb mit der stumpfen Seite der Axt darauf. Es zitterte ein wenig und verhielt sich danach ruhig.

„Au!“ beklagte sich Gallivan. „Da tun ja mir die Hände weh!“

„Beißen Sie die Zähne zusammen. Nur so kann man mit diesen Dingen fertig werden! Aber ohne mich geht das offenbar nicht...“ Laroches Methode hatte anscheinend die Bretter eingeschüchtert, zumindest im Augenblick. Sie ließen sich jetzt ohne aufzumucken aufladen.

Michod dachte, dadurch, daß man etwas einfach ignoriert, ändert man auch nichts an der Sache. Schließlich stand doch zweifelsohne fest, daß hier

etwas nicht mit rechten Dingen zuring. Aber diese Idioten wie Larochele durften befehlen, während Männer mit Verstand wie er...

Seine Überlegungen wurden von einem weiteren ungewöhnlichen Vorfall unterbrochen. Er warf ein Brett zu Gallivan hoch, als der gerade dabei war, in seiner Hosentasche nach Kautabak zu kramen. Zu spät sah Gallivan das Brett hochfliegen und konnte nur noch mit einer Hand danach greifen, ohne es jedoch zu erwischen. Aber das spielte keine Rolle, denn das Brett beschrieb einen eleganten Bogen um ihn und ließ sich gemütlich auf dem dafür bestimmten Platz auf dem Wagen nieder.

„He!“ brüllte Larochele. „Werfen Sie die Bretter nicht so herum! Wie leicht könnten Sie jemanden damit verletzen.“

Michod schwieg, denn er fühlte sich geschmeichelt, daß der andere ihm diese Kraft und Geschicklichkeit zutraute. Gallivan fing das nächste Brett auf. Es hob ihn gut dreißig Zentimeter in die Luft, ehe er es aufhalten konnte.

„Was, zum Teufel, ist dir jetzt wieder eingefallen, Henri?“ schrie der verblüffte Gallivan.

Es war ja ganz schön, als starker Mann betrachtet zu werden, aber ihm die Schuld für die Exzentrizitäten dieser Bretter in die Schuhe zu

schieben, ging denn doch zu weit. Also wehrte er sich seiner Haut:

„Mir ist überhaupt nichts eingefallen, verdammt und zugenäht! Ich ...“ Er hielt inne, als er plötzlich ein Brett in der Hand hatte. Aber es blieb nicht dort. Es zerriß ihm die Fäustlinge bei seinem Eifer, zu Gallivan und schließlich auf den Wagen zu bekommen.

Larochelle kreischte: „Halt! So haltet sie doch auf!“ Aber da hätte man genausogut versuchen können, einen Schwarm Hornissen aufzuhalten, indem man ihnen Jean Jaques Rousseau vorlas. Von überall auf dem Stoß flogen die Bretter in Michods unwillige Hände und warfen sich von dort selbst hinauf zu Gallivan und auf den Laster. So schnell war noch kein Wagen beladen worden. Als die Bretter endlich zu kommen aufhörten, war das Fahrzeug schon gefährlich überladen. Das letzte Brett nahm sich Zeit, im Vorüberfliegen Joe Larochelle einen Schlag auf den Hintern zu versetzen. Der Vormann taumelte von der Tramway. Er wollte sich an Gallivan stützen, dabei riß er den auch noch mit. Beide landeten auf dem bedauernswerten Michod.

Als sie sich entwirrt hatten und wieder auf die Füße kamen, sahen sie, daß der Wagen von allein

davonfuhr. Larochelle, der zu seiner nicht sehr langen Liste von Tugenden die Energie zählte, kletterte wieder auf den Bohlenweg und verfolgte den Laster. Der Wagen hielt vor Stapel 1040 an, und seine Last glitt wie ein Wasserfall herunter.

„He! Schaut her!“ brüllte Michod.

Die drei Männer duckten sich und spähten über den Rand der Tramway. Während der Fahrt war eines der Bretter zwischen Bohlenweg und den Holzstößen vom Wagen gefallen. Wie ein Wurm kroch es jetzt durch das wuchernde Unkraut. Bei Stapel 1040 angekommen, bemühte es sich, an der Seite hochzuspringen. Seine Bewegungen waren wie die eines widerstrebenden jungen Hundes, dem sein Herr mit Gewalt Kunststücke beizubringen versucht. Endlich hatte es sich hochgearbeitet und ließ sich auf den wirr übereinanderliegenden Brettern auf Stapel 1040 nieder.

Joe Larochelle gehörte nicht zu jenen, die sich so ohne weiteres geschlagen geben. Selbst wenn man ihn in flagranti bei einer Schieberei ertappte, war er so standhaft wie einer der frühen christlichen Märtyrer, wenn es ans Leugnen ging. Aber nun brummte er:

„Jetzt reicht es mir. Ihr könnt heimgehen. Ich muß es wohl doch dem Boß melden!“

Also begab Joe Larochelle sich in Dan Pringles Büro, das sich im Parterre seines Hauses befand. Er berichtete.

Dan Pringle war ein kleiner, dicker Mann mit einer imposanten goldenen Uhrkette, die ein Schneidezahn eines *Cervus canadensis* – eines Wapiti – schmückte. „Sie haben wohl ein bißchen zu tief in die Flasche geschaut, Joe?“

„Nein, Mr. Pringle. Ich hab' überhaupt nichts getrunken.“

Pringle erhob sich von hinter dem Schreibtisch und schnupperte. „Na, vielleicht nicht. Glauben Sie, es steckt jemand von der Gewerkschaft dahinter?“

„Nein, Mr. Pringle. Da halte ich schon die Augen offen. Von denen hat sich bestimmt keiner hier herumgetrieben.“

„Haben Sie zwischen den Stapeln nachgesehen? Und unter den Tramways?“

„Natürlich! Ich hab' überall nachgeschaut.“

„Nun ja, vielleicht. Wie wär's, wenn Sie nach dem Abendessen wieder herkommen, dann schauen wir uns die merkwürdigen Bretter an. Vergessen Sie nicht, eine Taschenlampe mitzubringen. Wir sehen uns nach Gewerkschaftsleuten um, nur um sicherzugehen.“

Pringle und Larochelle kamen auf dem Holzstapelplatz an, als die Sonne sich gerade hinter den Gahatobergen verkroch. Pringle bestand darauf, mit der Taschenlampe um die Holzstöße zu kriechen, als spiele er Räuber und Gendarm. Er hoffte, wie er erklärte, einen der verdamnten Gewerkschaftsleute zu ertappen. Bei Stapel 1040 sagte Larochelle:

„Das ist er. Sehen Sie den wirren Bretterhaufen obenauf?“

Pringle sah die Bretter. Er sah aber auch eine junge Frau, die am Rand des Bretterstoßes saß und die Füße in den Sandalen hin und her schaukelte. Ihr grünes Kleid hatte bestimmt schon bessere Tage gesehen. Die freundlichste Bemerkung über ihr Haar wäre gewesen, daß es sehr „nonchalant“ oder „ungezwungen“ aussah. Es schien von Natur aus rot zu sein, aber irgendwie war es versengt worden. Nun war es nachgewachsen, doch die Enden waren immer noch schwarz verkohlt. Es bot einen mitleiderregenden Anblick.

„Guten Abend“, grüßte die junge Frau. „Sie sind Mr. Pringle, der Besitzer des Sägewerks, nicht wahr?“

„Wieso – uh – vielleicht“, erwiderte Pringle mißtrauisch. „Wer – ich meine, was kann ich für Sie tun?“

„Hah?“ fragte eine verwirrt klingende Stimme neben ihm. „Was haben Sie damit gemeint, Mr. Pringle?“ Joe Larochelle starrte seinen Boß erstaunt an, ohne auf das Mädchen zu achten, dessen Füße kaum einen halben Meter von seinem Gesicht entfernt baumelten.

„Nun – ich sprach...“

„Sie sind doch der Besitzer, Mr. Pringle? Ich habe die Männer über Sie reden gehört“, sagte die junge Frau.

„Nur laut gedacht“, half ihm Larochelle.

„Ja – ich meine, vielleicht“, antwortete der verwirrte Pringle. „Sie hat mich gefragt...“

„Wer ist 'sie'?“ erkundigte sich Larochelle.

„Diese junge Dame hier.“

„Welche junge Dame?“

Pringle dachte, daß sein Vormann völlig durcheinander sei, und wandte sich wieder an das Mädchen. „Sie sind nicht zufällig von der Gewerkschaft?“

Die junge Frau und Larochelle antworteten gleichzeitig. „Ich weiß nicht, was das ist, aber ich

glaube nicht. Wer, *ich*? Aber Mr. Pringle, Sie müssen doch wissen, daß ich sie genausowenig ausstehen kann wie Sie...“

„Nicht Sie, Joe!“ rief Pringle. „Nicht Sie. Ich habe die junge Dame gefragt...“

Larochelle verlor allmählich die Nerven. „Und ich frage Sie, wer diese junge Dame, wie Sie sagen, sein soll?“

„Woher soll ich das wissen? Das versuche ich ja gerade herauszufinden.“

„Wir sind wohl beide ein bißchen durcheinander. Sie reden da von einer Frau, und wenn ich Sie frage, welche, sagen Sie, Sie wissen es nicht. Das ergibt doch keinen Sinn.“

Pringle fuhr sich über die Stirn.

Das Mädchen sagte: „Ich würde gern mit Ihnen sprechen, Mr. Pringle, aber ohne diesen M'sieur Larochelle in der Nähe.“

„Wir werden sehen, Miß“, brummte Pringle.

„Sagen Sie, Mr. Pringle, ist Ihnen vielleicht nicht gut?“ fragte Larochelle. „Hört sich verdammt so an, als reden Sie mit jemandem, der gar nicht da ist.“

Pringle kam sich wie eine Ratte im Versuchslabor eines Psychiaters vor, der sich bemühte, die Ratte in den Wahnsinn zu treiben. „Machen Sie sich nicht

lächerlich, Joe. Ich höre mich so an, als rede ich mit jemandem, der da *ist*.“

„Ich weiß. Das ist es ja eben!“

„Was ist es ja eben?“

„Daß niemand da ist, natürlich!“

Diese Erklärung erleichterte Pringle trotz ihrer alarmierenden Bedeutung ungeheuerlich. Bisher war dieser irrsinnige Wortwechsel wie ein Schwertkampf mit verbundenen Augen gewesen. Jetzt endlich sah er klar. Scharf sagte er: „Sind Sie sicher, daß *Ihnen* gut ist?“

„Natürlich! Warum sollte *mir* nicht gut sein?“

„Also sagen Sie mir: sehen Sie ein Mädchen in grünem Kleid auf dem Holzstapel sitzen oder sehen Sie es nicht?“

„Nein. Ich hab' doch gesagt, daß niemand da ist.“

„Ich habe Sie nicht gefragt, ob jemand dort *ist*, sondern ob Sie jemanden dort sehen.“

„Na ja, wenn jemand dort wär', würde ich ihn oder sie ja schließlich sehen, nicht wahr? Ist doch klar, oder?“

„Vergessen wir es.“

„Vergessen? Was? Das grüne Kleid, das ich sehen soll, das aber gar nicht da ist?“

Pringle tänzelte geistesabwesend auf seinen kurzen Beinen. „Ist schon gut! Haben Sie eine Frauenstimme von dem Stapel kommen hören?“

„Nein, natürlich nicht. Wie kommen Sie darauf...?“

„Schon gut, schon gut. Das ist es, was ich hören wollte. Sie können jetzt Feierabend machen, gehen Sie heim. Ich sehe mich hier allein weiter um. Das ist ein Befehl!“

„Wie Sie meinen. Aber passen Sie auf, daß die Gewerkschaft Sie nicht erwischt.“

Larochelle grinste boshaft und machte sich auf den Heimweg. Pringle wand sich sichtbar bei den letzten Worten, aber er biß die Zähne zusammen und wandte sich tapfer wieder dem Holzstapel zu.

„Also, meine Dame“, sagte er grimmig. „Sie sind sicher, daß Sie nicht von der Gewerkschaft sind?“

„Müßte ich es wissen, wenn ich es wäre, Mr. Pringle?“

„Allerdings. Na, ich nehme an, Sie sind nicht von der Gewerkschaft, schon eher eine Halluzination.“

„Mr. Pringle, ich ersuche Sie nicht um ein Gespräch, damit Sie mich beschimpfen.“

„Das war nicht als Beleidigung gedacht. Aber irgend etwas hier geht nicht mit rechten Dingen zu. Entweder Joe sieht Dinge oder ich.“

„Wenn man gute Augen hat, sieht man immer etwas. Was ist daran so erstaunlich?“

„Nichts, wenn die Dinge da sind. Was ich herauszufinden versuche, ist, ob Sie tatsächlich da sind, oder ob ich Sie mir nur einbilde.“

„Sie sehen mich doch, oder?“

„Sicher. Aber das beweist noch lange nicht, daß Sie wirklich sind.“

„Was muß ich tun, um zu beweisen, daß ich wirklich bin?“

„Das weiß ich selbst nicht. Sie könnten Ihre Hand herunterstrecken“, überlegte er laut. Das Mädchen hielt ihm die Hand entgegen. Pringle berührte sie. „Fühlt sich echt an. Aber vielleicht bilde ich mir auch das nur ein. Wieso hat Joe Sie nicht gesehen?“

„Ich wollte es nicht.“

„Oh, so einfach, eh? Sie wollten nicht, daß er Sie sieht, also hat er durch Sie hindurchgeschaut.“

„Ja, natürlich.“

„Das mag vielleicht für Sie natürlich sein. Aber wenn ich jemanden anschau, dann sehe ich ihn auch gewöhnlich. Doch vergessen wir diese Frage

für eine Weile. Denken wir überhaupt nicht mehr daran. Wenn ich nicht jetzt schon übergeschnappt bin, kann es auf diese Weise nicht mehr lange dauern, bis es soweit ist. Also, was soll diese ganze komische Geschichte?“

„Ich finde es gar nicht komisch, wenn man einem sein Heim kaputtmacht.“

„Hah?“

„Sie haben mein Heim kaputtgemacht.“

„Ich habe Ihr Heim kaputtgemacht? Ich habe Ihr Heim kaputtgemacht! Meine junge Dame ... Wie heißen Sie eigentlich?“

„Aceria.“

„Miß Aceria, oder Aceria Sonstnochwas?“

„Nur Aceria.“

„Also gut, vergessen wir es. Ich hielt mich bisher immer für ziemlich intelligent. Kein Gesellschaftsintellektueller, verstehen Sie, doch ein guter, tüchtiger amerikanischer Geschäftsmann. Aber jetzt bin ich mir nicht mehr sicher. Nichts scheint mehr einen Sinn zu ergeben. Was, im Namen des großen Hornlöffels, soll das heißen, ich hätte Ihr Heim kaputtgemacht? Habe ich vielleicht Ihren Ehemann verführt?“

„O nein, doch nicht so! *So!*“ Sie deutete auf den wirren Bretterhaufen hinter ihr. „Das war mein Heim!“

„Diese Bretter? Kommen Sie, Sie wollen doch nicht behaupten, einer meiner Leute habe Ihr Haus niedergerissen und die Bretter auf den Stapel geschmuggelt.“

„Nun, ja und nein. Diese Bretter waren mein Baum.“

„Ihr *wa-as*?“

„Mein Baum. Ich lebte in ihm.“

„Ich nehme an, Sie werden mir als nächstes gestehen, daß Sie für die Aufregung heute nachmittag verantwortlich waren?“

„Ich fürchte, das muß ich.“

„Nun ja.“ Andere hatten zumindest den Spuk bezeugt. Oder hatte er, Pringle, sich vielleicht nur eingebildet, daß Joe Larochelle die Geschichte erzählt hatte? Nein, nein! Daran wollte er überhaupt nicht mehr denken. „Und warum haben Sie das getan?“

„Ich wollte mein Heim beisammenhalten. Zuerst habe ich versucht, die Männer daran zu hindern, die Bretter fortzuschaffen. Als mir das nicht gelang,

habe ich die letzten schnell dazugefügt, um sie wieder alle beisammen zu haben.“

„Was *sind* Sie eigentlich? Ein Geist?“

„Ich bin eine Sphendamiade. Das ist eine Art von Holznympe. Manche würden dazu Dryade sagen, aber das stimmt nicht ganz. Dryaden sind Eichengeister, ich bin ein Ahorng Geist. Ein Mann ließ meinen Spitzhorn vor mehr als hundert Jahren von Österreich hierherbringen. Im letzten Winter haben Ihre Männer ihn gefällt. Ich konnte sie nicht daran hindern, weil ich meinen Winterschlaf hielt. Und als ich aufwachte, war es schon zu spät. So kam es auch, daß mein Haar versengt wurde, als die Burschen meine Äste und die Krone verbrannten. Es ist inzwischen wieder ein bißchen nachgewachsen, aber ich weiß, daß es entsetzlich aussieht. Ich kann mein Heim werktags nicht verlassen, um zum Friseur zu gehen, weil ich immer Angst haben muß, daß man inzwischen meine Bretter wegschafft.“

„Wollen Sie damit sagen, daß diese Bretter hier gar nicht wirklich Hartholz sind?“ fragte Pringle sichtlich erschrocken. Er kletterte mit für einen Mann seines Alters und seiner Beileibtheit erstaunlichen Behendigkeit auf den Holzstapel. Er betrachtete die Bretter im Licht seiner Taschenlampe. „Jaaa“, murmelte er gedehnt. „Die

Maserung ist tatsächlich nicht ganz die gleiche. Na ja, aber wenn es dem Gutachter nicht aufgefallen ist... Ich glaube, ich kann sie ruhig am Dienstag mit dem Rest ausliefern.“

„Soll das heißen, daß Sie diese Bretter verkaufen wollen?“

„Natürlich. Wir haben eine große Bestellung von Hoyt.“

„Was wird mit Ihnen geschehen?“

„Keine Ahnung. Vielleicht macht man Schreibtische und Schränke daraus und Ähnliches!“

„Aber das dürfen Sie nicht zulassen, Mr. Pringle! Mein Zuhause wird in alle Winde verstreut, dann habe ich keinen Unterschlupf mehr.“

„Können Sie sich denn nicht in einem anderen Baum einquartieren?“

„Ich kann nur in Spitzahornbäumen leben, und solche gibt es hier ja nicht.“

„Wollen Sie die Bretter kaufen? Ich überlasse sie Ihnen um achtzig Dollar für tausend Stück, das ist ein Vorzugspreis, vom Händler bekäme ich mehr dafür.“

„Ich besitze kein Geld.“

„Ja, dann gehen sie natürlich mit dem Rest weg. Tut mir leid, wenn Ihnen das Unannehmlichkeiten

bereitet, aber allein für das Sägewerk sind die Unkosten sieben Dollar für tausend, Versicherung und Wertminderung inbegriffen.“

„Ich weiß nicht, was das alles ist, Mr. Pringle. Ich weiß nur, daß Sie mein Heim so völlig kaputtmachen werden, daß ich es nicht mehr zusammenfügen kann. Aber das würden Sie doch nicht wirklich tun, Mr. Pringle? Ich würde Sie *so* liebhaben, wenn Sie es nicht tun.“

Sie blickte ihn mit Tränen in den Augen flehend an. Hätte sie Dan Pringle so angesehen, als es noch hell war, hätte es vielleicht gewirkt. Aber jetzt war ihr Gesicht lediglich als ein bleiches Oval in der Dunkelheit zu erkennen. Also schnaubte er sie an.

„Sie können Gift darauf nehmen, daß ich es tun werde! Es handelt sich schließlich um ein Geschäft. Wenn ich mich bei Geschäftstransaktionen von Gefühlen leiten ließe, hätte ich schon längst Bankrott gemacht. Außerdem bin ich gar nicht sicher, daß es Sie überhaupt gibt. Und warum sollte ich Holz, für das ich gutes Geld zahlte, einfach jemandem schenken, der möglicherweise nichts weiter als eine Halluzination ist?“

„Sie sind ein ganz schlimmer, böser Mann. Ich werde nie zulassen, daß Sie diese Bretter verkaufen.“

Er grinste. „Ah, dann soll es also zum Kampf kommen, eh? Niemand kann Dan Pringle nachsagen, daß er sich vor einem guten, ehrlichen Kampf gedrückt hätte. Wir werden weitersehen. Gute Nacht, Miß Aceria.“

Pringle stand zu seinem Wort. Am Montagmorgen rief er Larochelle zu sich und beauftragte ihn, die Bretter vom Stapel 1040 schon heute, nicht erst am Dienstag, zu verladen.

Michod, Camaret, Gallivan und Bergen schauten düster drein, als sie erfuhren, daß sie an 1040 arbeiten sollten. Aber Larochelle unterband jegliche Proteste, indem er an die Holztränke erinnerte.

Also stellten sie die Roller auf. Dieser Roller sahen Leitern ähnlich, nur daß sie statt Sprossen Metallzylinder hatten, die sich auf Kugellagern drehten. Diese Roller waren auf Sägeböcke montiert, um Bretter über den Bohlenweg und die niedrigeren Stapel zwischen Tramway und den Bahngleisen zu befördern.

Fassler, der Inspektor, drehte das erste Brett mit dem scharfen Ende seines biegsamen Lineals um und nahm eine Eintragung auf seiner Liste vor. Gallivan, der insgeheim überlegte, ob er nicht ein verdammter Narr war, daß er wieder zu Stapel 1040 zurückgekehrt war, hob das Brett auf und gab es an

Michod weiter. Michod legte es auf den nächsten Roller und gab ihm einen Stoß.

Normalerweise hätte das Brett nun bis zum Güterwagen rollen müssen, wo Camaret und Bergen es erwarteten. Ihre befäustlingten Hände streckten sich ihm schon entgegen, um es hochzuheben, als es langsamer wurde und zurückzurollen begann. Michod stierte es ungläubig an, als es unter seiner Nase vorbeischoß, den Roller verließ und oben auf dem Stapel landete.

Diesmal hatte Aceria nicht geschlafen.

Aber Fassler wußte nichts von Aceria. Er hatte lediglich vage Gerüchte über springende Bretter gehört, die er nicht ernst genommen hatte. Da sich die Tramway zwischen ihm und dem Güterwagen befand, hatte er nicht gesehen, was passiert war, und nahm nun an, daß jemand das Brett auf dem Roller zurückgeschoben hatte. Dieser Meinung gab er auch lautstark und mit unfeinen Ausschmückungen Ausdruck. Obwohl man es ihm nicht ansah – er war ein mickriges Männchen mit schlechter Haltung – war er im Fluchen unübertrefflich. So mancher Streich wurde ihm nur deshalb gespielt, um ihn so richtig von Herzen fluchen zu hören.

Gallivan grinste ihn an. „He, Archie, machen Sie doch weiter. Es ist ungemein lehrreich, Ihnen zuzuhören.“

Aber die anderen fanden es gar nicht so spaßig. Camaret und Bergen kamen herbei. Camaret brummte: „Ich wieder bekommen die Krank'heit des Bauches.“

Bergen knurrte: „Ich will verdammt sein, wenn ich weiter in einem Sägewerk arbeite, wo es spukt.“

Michod hob eine Braue. „Du glaubst wohl nicht an Geister, Olaf?“

„Eigentlich nicht“, erwiderte Bergen. „Aber es gibt eine Menge verrückter Dinge, die man sich gar nicht vorstellen kann...“

„Glaub, was du willst. Ich mach' jetzt jedenfalls eine Pause.“ Michod setzte sich auf den Bohlenweg und rauchte genüßlich eine Zigarette.

Die anderen erklärten dem ungläubig zuhörenden Fassler, was wirklich geschehen war. Schließlich, weil sie nicht wußten, was sie sonst tun sollten, kehrten sie an ihre Arbeit zurück. Michod begleitete das nächste Brett, mit einer Hand darauf, persönlich zum Güterwagen. Das Brett kam widerwillig mit. Kurz ehe sie den Eisenbahnwagen erreicht hatten, schoß es plötzlich darauf zu, durch die Tür hinein,

und die gegenüberliegende wieder hinaus, mitten ins hohe, dichte Unkraut, ehe Camaret und Bergen es aufhalten konnten.

Also fand Larochelle, der kurz darauf ankam, um nach dem Rechten zu sehen, seine Leute tatenlos auf der Tramway sitzend vor. Mit überschnapper Stimme brüllte er:

„Macht sofort weiter und ladet die Bretter auf, oder, bei Gott, ihr könnt euch alle einen neuen Job suchen!“

Gallivan grinste. „Ah, wär' das nicht furchtbar?“ Leiser sagte er: „Und wär' es nicht schrecklich, wenn der Boß was von dem Gutschein erfahren würde, den Sie angeblich für Jack Smeed eingelöst haben?“

„Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen“, brummte Larochelle. „Aber es gibt auch noch andere dringende Arbeit. Macht dort drüben weiter.“

Also geschah nichts mit Stapel 1040 an diesem Tag. Larochelle, wenn er ein Gewissen hatte, focht zweifellos einen schweren Kampf damit aus. Er hatte strikten Befehl von Pringle, aber er konnte seine Arbeiter nicht mit den üblichen Drohungen dazu zwingen, ihn auch auszuführen, weil da die Sache mit der Gutschrift war. Erst am Dienstagabend hatte er genug Mut gefaßt, um Pringle Bericht zu erstatten.

„Hört sich ganz so an, als würden die Burschen reichlich unverschämt. Vielleicht hat ihnen doch einer von der Gewerkschaft einen Floh ins Ohr gesetzt! Lassen Sie mich überlegen. Ja, bis morgen wird mir sicher was einfallen.“

Keiner von beiden war ganz ehrlich. Larochelle konnte verständlicherweise nicht zugeben, weshalb er es nicht wagte, andere Saiten mit seinen Leuten aufzuziehen, und Pringle konnte nichts über Aceria sagen, wollte er nicht Gefahr laufen, daß ihn bald die ganze Stadt für nicht richtig im Oberstübchen hielt. Das Schlimme war, daß er selbst schon an seiner geistigen Stabilität zu zweifeln begann. Er zog bereits in Betracht, nach Utica zu fahren, um sich untersuchen zu lassen, aber er hatte viel zu viel Angst, daß der Doktor vielleicht tatsächlich etwas finden könnte.

Am Mittwochmorgen stapfte Pringle zum Sägewerk. Dort sah er schon aus einiger Entfernung etwas, das ihn mit Besorgnis erfüllte. Das Etwas war ein nicht mehr ganz junger, knöcherner Mann, der einen Güterwagen am Schienenende betrachtete, eine recht harmlose Feststellung, sollte man meinen. Aber dieser knöcherne Mann war ein Inspektor vom Frachtbahnhof der Stadt New York, und der Güterwagen war der, der vor einigen Monaten mit

einer Ladung Kalk angekommen war. Pringle hatte keinen geeigneten Platz für die Lagerung des Kalkes gehabt, er war aber auch nicht gewillt gewesen, extra deshalb einen Schuppen zu bauen, und genausowenig wollte er Wagenstandgeld begleichen. Also hatte er den Güterwagen am Ende der Geleise abgestellt und ihn mit Zweigen getarnt. Dort war er jetzt die ganze Zeit als kostenloser Container gestanden, und Pringle hatte sich seiner Ladung nach Bedarf bedient, während die Bahnhofsdirektion sich inzwischen gewundert hatte, was mit ihrem Wagen geschehen war. Und nun waren die als Versteck dienenden Zweige verschwunden.

„Wir haben uns schon Gedanken gemacht, wo der Wagen abgeblieben ist“, empfing ihn Adams, der Inspektor, vorwurfsvoll.

„Ich fürchte, ich habe ganz einfach nicht mehr an ihn gedacht“, entschuldigte sich Pringle verlegen.

„Vielleicht“, brummte Adam. „Sie schulden uns jedenfalls drei Monate Standgeld. Ich werde die Rechnung gleich morgen früh ausstellen lassen.“ Zu keinem Kompromiß bereit, spazierte er davon.

Später schnaubte Pringle Larochelle an: „Wenn ich herausbekomme, wer die Zweige hat verschwinden lassen, bring' ich ihn um ...“

Kaum hatte Laroche sich zurückgezogen, sagte eine sanfte Frauenstimme: „Ich habe die Tarnung weggeschafft, Mr. Pringle.“ Und da stand sie zwischen zwei Bretterstapeln.

„Sie – Sie...“, brüllte Pringle. Doch dann gelang es ihm, sich einigermaßen zu beherrschen. „Sie halten sich wohl für sehr klug, Miß Aceria?“

„Ich bin es auch“, erwiderte sie unschuldig. „Ich kam von ganz allein auf den Gedanken, daß Sie den Wagen vielleicht gern versteckt halten wollten.“

„Wenn Sie sich einbilden, daß das etwas an meinem Entschluß ändert, die Bretter zu verkaufen, haben Sie sich getäuscht. Sie werden fortgeschafft, und wenn Sie sich auf den Kopf stellen.“

„Ja? Wir werden weitersehen, wie Sie vor ein paar Tagen selbst so schön sagten.“ Und schon war sie verschwunden.

Pringle brüllte Laroche nach. „He, Joe! Stellen Sie sofort einen Wagen für 1040 bereit. Wenn die Hartholzmannschaft nicht daran arbeiten will, dann nehmen Sie sich ein paar Burschen von der Nadelholzabteilung.“ Und dann brummte er vor sich hin: „Wenn sie glaubt, sie kann mich kleinkriegen...“

Aber den Männern von der Nadelholzabteilung ging es nicht besser als der Hartholzmannschaft. Es erging ihnen sogar schlechter. Die Bretter rutschten über Kreuz auf den Rollern, sprangen vom Stapel, versetzten den Männern heimtückische Hiebe und schlugen schließlich Dennis Ahearn sogar auf den Schädel. Die Wunde mußte genäht werden. An diesem Tag wurde kein weiterer Versuch mehr unternommen, die Bretter wegzuschaffen.

Wie Ahearn erklärte: „Ob es jetzt Geister waren oder das Holz selber oder das ausströmende Harz, mich bringt jedenfalls nicht einmal der Teufel dazu, auch nur noch ein einziges von diesen verdammten Dingen anzurühren. Was Sie brauchen, Mr. Pringle, ist eine Mannschaft von Löwenbändigern.“

Pringle war wütend, daß es ihm noch immer nicht gelungen war, die Bretter in den Güterwagen zu laden. Aber er war auch ein gerissener Mann, sonst hätte er sich nicht so lange in dem prekären Holzgeschäft hier in den Adirondacks gehalten. Er vermutete, daß Aceria sich aus Rache für seinen letzten Versuch, die Bretter weitzuschaffen, wieder etwas Gemeines einfallen lassen würde. Vielleicht beabsichtigte sie, es zu einem Unfall im Sägewerk kommen zu lassen. Also stellte er extra Wachen bei den Sägen auf. Oder, dachte er,

vielleicht versenkt sie sämtliche Holzlaster im Fluß. Gewiß, sie wogen hundertfünfundzwanzig Kilo pro Stück, aber er wollte bei Acerias übernatürlichen Kräften, was immer diese auch waren, kein Risiko eingehen. Ergo ließ er ein paar Arbeiter gutbezahlte Überstunden machen und setzte sie als Nachtwächter ein.

Aber Aceria war auch nicht gerade auf den Kopf gefallen. Gewiß, sie kannte sich in der Welt von heute vielleicht nicht sehr gut aus, weil sie so viele Jahrhunderte im Holz gelegt hatte, aber sie lernte schnell. Also fand ihr nächster Angriff dort statt, wo Pringle absolut nicht damit gerechnet hatte.

Mrs. Pringle, eine Xanthippe, wie sie im Buch steht, befand sich auf dem Rückweg nach Hause von einem Verwandtenbesuch. Das bevorstehende Wiedersehen zwischen Mann und Frau erweckte auf beiden Seiten keine besonders freudige Erwartung. Daran war Helen Pringles zänkisches Wesen in den letzten dreißig Jahren schuld. Aber wenn sie auch keine Vorfreude empfand, hatte sie keineswegs damit gerechnet, eine bildhübsche junge Frau, die sich mit absoluter Selbstverständlichkeit das frischgewaschene Haar fönnte, an ihrem Toilettenspiegel in ihrem Schlafzimmer vorzufinden.

Aceria blickte lächelnd über die Schulter zurück, als sie Mrs. Pringle erschrocken nach Luft schnappen hörte. „Ja?“ fragte sie höflich.

Mrs. Pringles Lippen bewegten sich wortlos. Schließlich brachte sie ein „*Gug*“ hervor.

„Oh, wie bitte?“ erkundigte sich Aceria.

„Sie – Sie – Sie ... Was – was machen Sie in meinem Schlafzimmer?“

Seit sie ein kleines Mädchen von fünf Jahren gewesen war, hatte es das überhaupt nicht mehr gegeben, daß Helen sprachlos war – oder fast sprachlos. Aber vielleicht lag es an der Tatsache, daß Aceria ihr grünes Kleid nicht trug.

Immer noch höflich bemerkte Aceria: „Ihr Zimmer? Oh, ich *verstehe*! Sie also sind Frau Pringle! Es war dumm von Danny, mir nicht zu sagen, wann Sie heimkommen würden, nicht wahr? Aber wenn Sie sich eine Minute zurückziehen, kleide ich mich an und verabschiede mich.“

So kam es, daß die Reunion der beiden Pringles an diesem Abend aufregender, wenn auch nicht angenehmer war, als Dan Pringle es erwartet hatte. Helen kam wie eine Rachegöttin auf ihn zu und kreischte ihn mit einer Stimme an, die einer Säge glich, wenn sie sich durch knorriges Fichtenholz

beißen muß. Sie verlangte zu wissen, wer dieses Weibsstück war, und ob er nicht selbst genügend Verstand besaß, um klarzusehen, daß man sich für einen alten Narren wie ihn nur des Geldes wegen interessierte. Und wenn er sich schon wie ein Narr benahm, fuhr sie fort, hätte er zumindest soviel Anstand beweisen können, ihr sein Flittchen nicht auch noch vorzuführen. Nur gut, daß sie noch nicht ausgepackt hatte, sagte sie, denn sie würde ihn sofort verlassen. Was sie tat.

Durch diese ganze Tirade hindurch war Pringle viel zu verblüfft, als daß er auch nur ein Wort herausgebracht hätte. Als Helen die Tür hinter sich zuschlug und er zu begreifen begann, rannte er sofort nach oben. Natürlich war niemand mehr im Schlafzimmer.

Dan Pringle machte sich kochend vor Wut und bereit, dieser Aceria seine Meinung zu sagen, auf den Weg zum Sägewerk. Aber unterwegs kühlte sein Grimm ab. Er begann sogar zu grinsen.

An den Stapeln angekommen, sah er sich vorsichtig um, ob auch niemand in Hörweite war, dann rief er leise: „Aceria?“

Ah, da stand sie zwischen zwei Stapeln. „Ich nehme an, Sie waren in unserem Schlafzimmer“, sagte er.

„Allerdings. Ich mische mich normalerweise nicht gern in die Angelegenheiten Sterblicher. Aber ich mußte Ihnen eine Lehre erteilen, damit Sie endlich meine Bretter in Ruhe lassen.“

Pringle grinste jetzt über das ganze Gesicht. „Ist schon gut, kleine Dame. Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Sie haben mir nämlich einen großen Gefallen getan. Wenn ich mich darauf verlassen kann, daß meine Frau tatsächlich eine Weile wegbleibt, könnte ich endlich einmal mein Leben genießen. Also versuchen Sie lieber keine weiteren Streiche, denn sie erreichen damit möglicherweise wieder nur das Gegenteil.“

„Sie sind immer noch entschlossen, mein Zuhause kaputt zu machen?“

„Natürlich. Vielleicht hätten Sie mich doch noch herumgekriegt, wenn Sie sich anständig benommen hätten. Aber jetzt werde ich dafür sorgen, daß die Bretter verfrachtet werden, und wenn es das letzte ist, was ich tue.“

„Ich warne Sie, Mr. Pringle. Ich habe noch ein paar gute Tricks, wie Sie es nennen, auf Lager.“
„Zum Beispiel?“ „Sie werden sehen.“

Pringles Stolz – zumindest der Teil, den seine Konkurrenten und Geschäftspartner als Sturheit erachteten – hielt ihn davon ab, nachzugeben. Er

durfte die Dinge nicht belassen, wie sie waren. Die Aufregung im Sägewerk kostete ihn jeden Tag gutes Geld, und er arbeitete ohnehin nicht mit großem Profit. Also rief er am nächsten Tag seine Arbeiter zusammen. Verstört, schon allein wegen der Stille im Werk – es fehlte schließlich das sonst stetige Kreischen der Sägen – fanden sie sich ein. Pringle bat um Freiwillige für einen riskanten Auftrag.

Jene, die nicht selbst schon enge Bekanntschaft mit den sportlichen Brettern gemacht hatten, hatten zumindest von ihnen gehört und waren nicht erpicht darauf, in nähere Berührung mit ihnen zu kommen. Aber Pringle bot den eineinhalbfachen Stundenlohn, und schließlich mußte man ja leben. Einundzwanzig meldeten sich. Pringle hatte sich inzwischen gegen die Benutzung von Rollern entschieden. Die meisten der Leute brauchten sich lediglich auf Stapel 1040 zu setzen, um die Bretter festzuhalten, während vier Männer die Bretter einzeln über die dazwischenliegenden, niedrigeren Stöße zum Güterwagen tragen sollten.

Die Bretter zogen und wanden sich anfangs ein wenig, aber nachdem Laroche ihnen das stumpfe Ende seiner Axt zu kosten gegeben hatte, benahmen sie sich manierlich. Alles ging gut, bis der Wagen zum Teil gefüllt war. Ein schreckliches Schreien

erhob sich dort plötzlich. Augenblicke später kamen Michod und ein Mann namens Chisholm herausgeschossen, kletterten auf den nächsten Bohlenweg und rannten davon. Ein kurzes Brett schwebte ihnen nach. Es schwang einmal nach dieser, dann nach der anderen Seite, und es sah ganz so aus, als verfolge jemand die beiden Männer und versuche, sie mit dem Brett zu schlagen.

Pringle wußte nur zu gut, wer hinter dem Brett steckte, aber es fiel ihm nichts ein, was er tun könnte. Während er zusah, sank das Brett reglos auf die Tramway. Dann hörte man ein furchtbares Poltern aus dem Güterwagen, und der größte Teil der Ladung aus Ahornhartholz der Güteklasse I drängte aus der Tür auf der anderen Seite der Holzstapel. Die Bretter, statt gerade und starr zu sein wie anständiges Ahornholz, wanden sich wie ein Nest voll ekliger Larven. Als sie auf der Schlacke landeten, krümmten sie sich wie ein Bogen zu einem Halbkreis, dann schnellten sie sich gerade und bewegten sich auf diese Weise mit ziemlicher Geschwindigkeit auf den Wald zu.

„Ihnen nach!“ brüllte Pringle. „He, Joe, einen Vierteldollar für jedes zurückgebrachte Brett!“

Er kletterte hinunter und setzte seinem Holz nach, so schnell seine kurzen Beine es erlaubten.

Larochelle folgte. Die Nerven der anderen, bereits übermäßig strapaziert durch den Anblick des Michod und Chisholm jagenden Brettes, waren nun völlig zerrüttet. Trotzdem folgten ein paar Männer Pringle und Larochelle.

Sie rannten und rannten, stolperten über herumliegende Rundhölzer und stürzten in hinter Unkraut verborgene Bäche. Doch schließlich ging Aceria das Ektoplasma oder was immer aus, und die Bretter beendeten ihre Flucht. Sie wurden eingesammelt, von den Männern, jeder mit einem Armvoll, zurückgebracht und wieder auf Stapel 1040 geschafft. Die Männer weigerten sich, sie in den Güterwagen zu laden, weil sie ihnen dort hilflos ausgeliefert wären. Pringle mußte seine ganze Autorität und Überredungskraft mit Beförderungsversprechungen einsetzen, um die Leute überhaupt dazu zu bringen, weiterzuarbeiten. Jedenfalls fingen die Sägen erst am Nachmittag wieder zu kreischen an.

Nach dem Mittagessen rannte Pringle nervös im Hof des Sägewerks hin und her und wartete auf den Gegenschlag, der zweifellos erfolgen würde. Ein Sägewerk wie Pringles war nicht dazu ausgestattet, aus Verschnitten, Resten und Ausschuß kleine Objekte wie Schachfiguren etc. anzufertigen,

infolgedessen gab es eine Menge Abfall. Einiger davon ließ sich als Feuerholz verkaufen, aber eine Menge war zu kaum etwas nutze. Und natürlich bleiben immer ganze Haufen von Sägespänen und Sägemehl. Am Rand des Werkes befand sich ein Sägemehlhaufen, gut sechs Meter hoch, der erst noch in den riesigen Eisenblechhofen wandern mußte.

Im Augenblick benahm sich dieser Sägemehlhaufen sehr ungewöhnlich. Er wirbelte hoch, bildete eine Wolke, die immer mehr wuchs, bis kein Sägemehlstäubchen auf dem Boden zu finden und so groß wie ein Haus war. Dann wirbelte es über den Hof, verbarg den einen Arbeiter vor dem anderen und stach in ihre Gesichter. Es war kein Trost für sie, als einer der Männer feststellte, daß zwar die Wolke von einer Miniaturwindhose getragen wurde, aber die etwas entfernteren Bäume völlig unbewegt standen. Sie rannten panikerfüllt in die Sägehalle. Der Ingenieur stellte erschrocken den Motor ab, und sofort verstummte erneut das Kreischen und Wimmern der Kettenablängsäge, der Blockbandsäge, der Kappsäge und der Doppelbesäumsäge. Aber ansonsten verstummte nichts oder vielmehr niemand. Pringle, der sich das Sägemehl aus den blutunterlaufenen Augen wischte,

versuchte vergeblich, seine Arbeiter zu überbrüllen, um sie auf ihn aufmerksam zu machen.

Die Wolke machte ein paar Anläufe, in die Sägehalle zu dringen. Aber offenbar reichten Acerias Kräfte nicht aus, das Sägemehl aufgeteilt durch die einzelnen Fenster und Türen zu schaffen und dann wieder zur Wolke zu bilden. Drohend wirbelte sie im Hof herum.

Es gab viele, die Dan Pringle nicht mochten, aber selbst sie mußten zugeben, daß es ihm nicht an Köpfchen und Durchsetzungsvermögen mangelte. Er wandte sich an die niesenden, tränenden und fluchenden Vormänner Laroche und Fassler und erteilte ihnen einen Auftrag. Sie rannten hinaus zu Fasslers Wagen. Die Wolke wirbelte ihnen nach, aber sie sprangen schnell hinein, rollten die Fenster eilig hoch und brausten auch schon davon.

Als sie zurückkamen, trugen sie zwei Kisten voll Sonnenbrillen mit kleinen Metallschilden, die sich gut als Schutzbrillen verwenden ließen. „Das waren alle, die es hier gab“, erklärte Fassler. „Wir sind bis zu Old Forge hochgefahren und haben jeden Laden ausgekauft. Mein Wagen ist stehengeblieben, Gott sei Dank erst ganz in der Nähe hier. Sägemehl im Vergaser!“

Pringle brüllte erneut Aufmerksamkeit heischend, diesmal mit mehr Erfolg. Er setzte sich eine der Sonnenbrillen auf, dann band er sich sein großes Schnupftuch um die untere Gesichtshälfte, bog den Kragen hoch, zog seinen Hut tief ins Gesicht und sagte: „Wenn ihr Burschen auch nur ein wenig Mut habt, tut ihr es mir gleich. Ihr begeben euch wieder hinaus und macht euch an die Arbeit. Das Sägemehl kann euch nichts anhaben. Also, ich mach' mich jetzt daran und lade die verdammten Wagen. Wer kommt mit? Eineinhalbfacher Stundenlohn, solange die Wolke sich herumtreibt.“

Eine Minute lang rührte sich keiner. Dann murmelte Edward Gallivan irgend etwas und setzte sich ebenfalls eine Brille auf. Die meisten der anderen taten es ihm gleich. Sie waren schließlich rauhe, kräftige Männer, und vielleicht beschämte sie auch schon allein der Anblick ihres fetten, ältlichen Bosses, der bereit war, sich der Wolke zu stellen.

Also kehrten sie, durch Brille und Tuch geschützt, auf die Bohlenwege zurück. Des öfteren mußten sie sich an den Stapeln festhalten, wenn die Wirbelwindwolke sich auf sie stürzte und das Sägemehl sich in alle ungeschützten Hautstellen biß. Pringle grinste hinter seinem Schnupftuch, als er sah, daß seine Männer, wenn auch langsam, mit

ihrer Arbeit vorankamen, während Acerias Wolke in ihren Ohren kreischte. Und die Holzhexe bildete sich immer noch ein, daß sie ihn unterkriegen konnte? Wenn das ihre letzte Kraftprobe war, hatte er gewonnen! Oder zumindest war es ein Patt.

Aber es war nicht Acerias letzte Kraftprobe. Die Wolke erhob sich höher und höher, bis sie nicht größer als eine Murmel zu sein schien. Jeder glaubte, daß sie nun für immer verschwand, trotzdem schauten sie ständig nervös zum Himmel hoch.

Und dann senkte sie sich wieder herab. Als sie näher kam, sahen sie, daß sie jetzt bedeutend kleiner und durchsichtiger als beim Aufstieg war. Und schließlich formte sie sich zu etwas, das sich möglicherweise ein Paläontologe vorstellen mochte, der zu tief ins Glas geschaut hat. Sie sah nun ein wenig wie ein Pterodaktylus aus, ein bißchen wie eine Krake und vielleicht auch wie Fafner in *Siegfried*. Sie hatte gewaltige Fledermausflügel und sechs lange tentakelgleiche Arme mit Händen an den Enden.

Die Panikschreie während vorheriger Anlässe waren wie das Piepsen eines Vogels gewesen, verglichen mit dem sich jetzt erhebenden Gebrüll. Als das Ding über den Hof schwebte, machten sich

die Vorleute, die Inspektoren, die Arbeiter, eben alle aus dem Staub. Sie setzten sich in geraden radialen Linien ab, wie Quecksilbertropfen, wenn ein bißchen davon versehentlich auf den Tisch fällt, nur viel schneller. Sie sprangen über Zäune und wateten bis zu dem Hals durch den Moose. Die anderen in der Sägehalle schauten zu den Fenstern hinaus, um festzustellen, was los war. Sie erschranken und nahmen ebenfalls die Beine in die Hand.

Pringle hüpfte auf dem Bohlenweg herum wie ein Giftzwerg. „Kommt sofort zurück!“ kreischte er. „Sie kann euch nichts tun. Sie besteht nur aus Sägemehl! Seht doch!“ Das Ungeheuer schwebte direkt vor ihm und fletschte seine grauenvollen gelben Zähne. Er schritt näher heran und boxte danach. Seine Faust fuhr durch das Sägemehl hindurch, das in winzigen Wölkchen um seine Hand aufwirbelte. Das von seiner Faust verursachte Loch schloß sich gleich wieder, nachdem er den Arm zurückgezogen hatte, denn es war, genau wie er angenommen hatte, dieselbe Wolke aus Sägemehl, lediglich noch mehr verdichtet und in diese erschreckende Form gepreßt.

„Schaut doch!“ brüllte er erneut. „Es ist doch überhaupt kein echtes Ungeheuer! Kommt zurück!“

Er steckte seine Hand durch die tastenden Tentakel hindurch.

Aber es war niemand in Sichtweite, der seinen Mut hätte bewundern können. Auf der anderen Flußseite entdeckte Pringle lediglich einige sich eiligst entfernende Gestalten in blauen Coveralls. Noch während er ihnen nachstarrte, verschwanden sie im Wald. Die schwebende Form senkte sich auf die Stelle nieder, wo zuvor der Sägemehlhaufen gewesen war, und löste sich auf. Der Haufen war wieder dort, wo er sich befunden hatte. Und er, Pringle, war allein.

Worüber er sich diesmal am meisten ärgerte, war die Tatsache, daß der Ingenieur davongelaufen war, ohne die Motoren abzustellen, so daß nun alle Sägen vergnügt in der leeren Halle kreischten. Pringle blieb nichts übrig, als sich um die verdammt Dinger selbst zu kümmern.

Es war schon fast dunkel, als Pringle und Laroche im Sägewerk ankamen. Sie sahen recht ungewöhnlich aus. Pringle trug, unter anderem, eine Baseballfängermaske und einen Brustschutz. Laroche hatte sich einen alten Rugbyhelm übergestülpt, war in mehrere dicke Pullover geschlüpft und hatte sich eine lederne Arbeitsschürze umgebunden. Pringle hielt eine

Taschenlampe, Larochelle einen Zwanzigliterkanister Petroleum und eine brennende Lötlampe.

„Was haben Sie vor, Mr. Pringle?“ erkundigte sich Aceria. Sie saß auf Stapel 1040. Larochelle hatte sich entfernt, um die Wasserpumpe einzuschalten und den Schlauch aufzurollen.

„Ich werde ein kleines Feuerchen veranstalten.“

„Wollen Sie mein Heim in Flammen stecken?“

„Vielleicht.“

„Wird das Feuer denn nicht auf das ganze Sägewerk übergreifen?“

„Nicht, wenn wir es richtig anstellen. Wir werden erst einmal die benachbarten Stapel mit dem Schlauch bespritzen. Sicher, es ist ein Risiko, aber was zum Teufel?“

„Weshalb sind Sie so versessen darauf, mein Heim zu zerstören?“

„Weil ich, verdammt nochmal, genug von dieser verdammten Sache habe!“ brüllte Mr. Pringle. „Es hat mich jetzt schon hundertmal soviel gekostet, wie die verdammten Bretter wert sind. Aber ich gebe mich von Ihnen nicht geschlagen! Verstanden? Sie lassen nicht zu, daß ich die Bretter auflade. Also nutzen sie mir nichts. Dann kann ich sie genausogut verbrennen und ein für allemal Schluß mit diesem

Spuk machen. Und Sie können mich nicht davon abhalten. Ihre Bretter sind festgebunden, Sie können demnach nicht in sie hineinkriechen und sie beleben. Joe und ich sind geschützt, ergo nutzt es Ihnen auch nichts, ein rauhes Spielchen mit uns zu treiben. Und Ihre Sägemehllungeheuer haben keine Chance gegen diese Lötlampe.“

Aceria schwieg eine Weile. Die einzigen Geräusche waren das Summen von Insekten, das Platschen von Pringles Hand, als er eine Mücke auf seiner Wange erschlug, das Brummen eines Autos auf der Bundesstraße, und Joe Larochelles ferne Schritte.

Schließlich sagte Aceria: „Ich glaube nicht, daß Sie mein Zuhause anzünden werden, Mr. Pringle.“

„Wer sollte mich daran hindern?“

„Ich. Sie waren sehr klug und sehr tapfer, als Sie sich meinen Zaubertricks stellten, nicht wahr? Und jetzt sagen Sie, 'ho ho, ich habe es Aceria gezeigt!'“

„Stimmt.“ Pringle hatte Rindenstücke und Späne abseits vom Stapel aufgehäuft. Ein lautes Glucksen im Dunkeln verriet, daß Joe mit dem Bespritzen der Bretter begonnen hatte. „Jetzt, Joe!“ rief Pringle. „Sie nehmen das andere Ende dieses Strickes. Wir werden die Bretter noch fester binden, sobald wir

zwei herausgezogen haben, damit der Rest sich nicht befreien kann.“

„Okay, Mr. Pringle. Es kann losgehen.“ Im Halbdunkel bewegten die beiden Männer sich um den Stapel herum, um sich zu vergewissern, daß ihr Unternehmen nicht schiefging, sich also die Flammen nicht ausbreiten und die Bretter sich nicht selbständig machen konnten.

„Gar nicht dumm“, lobte Aceria. „Aber ich hätte mich schon eher darauf besinnen sollen, daß nicht immer die komplizierteste Zauberei auch die wirkungsvollste ist.“

„Mhm“, brummte Pringle. Er goß Petroleum über seinen Haufen aus Spänen und Borken und zündete ihn an. Sofort loderte eine helle Flamme auf. „Kein Wind“, sagte Pringle. „Also dürfte es sicher genug sein. Ziehen Sie das erste Brett heraus.“

Es störte Aceria offensichtlich überhaupt nicht, daß man sie einfach ignorierte. Als Pringle und Laroche die Hand an das Brett legten, sagte sie:

„Sie hatten nur ein bißchen Angst, wenn ich in die Bretter schlüpfte und sie belebte, richtig? Und Sie stellten sich meinem Ungeheuer voll Mut. Aber ich weiß, daß es etwas gibt, vor dem Sie entsetzliche Angst haben, viel mehr als vor den Brettern und dem Ungeheuer.“

Pringle grinste lediglich. „Oh, wirklich? Gut, Joe, ziehen Sie! Achten Sie nicht darauf, wenn ich scheinbar Selbstgespräche führe.“

„Wissen Sie, was das ist?“ fragte Aceria. „Die Gewerkschaft!“

„Hah?“ Pringle ließ das Brett los.

„Genau. Wie würde es Ihnen gefallen, wenn ich dafür sorgte, daß Ihre Männer alle einer Gewerkschaft beitreten?“

Pringles Kinn klappte hinunter.

„Ich schaffe es. Ich habe ihnen zugehört, wenn sie sich unterhielten und verstehe jetzt ein wenig von Gewerkschaften. Und Sie kennen mich, ich kann erscheinen und verschwinden, wie es mir Spaß macht. Sie könnten sich nicht gegen mich schützen wie gegen die Gewerkschaftsbeauftragten. O ja, das wäre eine hübsche Rache für die Zerstörung meines Heimes.“

Dreißig Sekunden lang war nichts weiter zu hören als der Atem der beiden Männer und das Prasseln der Flammen. Als ein Laut aus Mr. Pringle herauskam, war es ein sehr würgendes Geräusch, wie das Röcheln eines Verdurstenden in der Wüste.

„Sie ...“, sagte er. Und noch einmal, „Sie ...“

„Sind Sie krank, Mr. Pringle?“ erkundigte sich Larochelle.

„Nun?“ fragte Aceria.

Pringle setzte sich schwer keuchend auf den Boden. Er nahm seine Drahtmaske ab und vergrub sein Gesicht in den Händen. „Lassen Sie mich allein, Joe“, befahl er. Und er hörte auch nicht auf Larochelles Proteste.

„Sie haben gewonnen“, brummte Pringle. „Was soll ich nun mit den verdammten Brettern machen? Wir können sie schließlich nicht hier herumliegen lassen, bis sie verrotten.“

„Ich möchte gern, daß sie an einen netten, trockenen Ort kommen. Es stört mich auch nicht, wenn Sie sie verkaufen, solange sie alle beisammen bleiben, bis ich einen anderen Baum der richtigen Art finde.“

„Lassen Sie mich überlegen.“ Pringle kratzte sich am Kinn. „Earl Delacroix braucht einen neuen Tanzboden in seiner Bude. Aber Earl ist so knickrig, daß er warten wird, bis der alte durchbricht und einer sich den Fuß verknackst. Vielleicht, wenn ich ihm die Bretter zum halben Preis anbiete – oder für noch weniger ...“

Und so kam es, daß Earl Delacroix drei Wochen später alle, die seinen Geiz kannten, mit einem neuen Tanzboden in der *Tanne* überraschte. Nicht so sehr überraschte er sie allerdings, als er eine bezaubernde rothaarige Hosteß einstellte. Er selbst war allerdings über letzteres gar nicht so erfreut, wie man allgemein glaubte. Aber Pringle hatte das Mädchen höchstpersönlich angebracht und sie wärmstens empfohlen. Delacroixs geistige Augenbrauen hatten sich gehoben. War Pringle nicht vor kurzem erst die Frau davongelaufen? Aber es ging ihn schließlich nichts an. Wenn Pringle, dem fast die ganze Stadt gehörte, einer Bekannten eine Stellung verschaffen wollte, war es angebracht, dieser Bekannten die Stellung auch zu geben, ohne viele Fragen zu stellen.

Delacroix hielt es für besonders aufschlußreich, als er das Mädchen, nachdem sie ihren Namen angegeben hatte, auch nach ihrem Nachnamen fragte, denn da steckten sie und Pringle die Köpfe zusammen und Pringle sagte schließlich, ihr Familienname sei Jones. Jones, ha ha!

Seither arbeitet Aceria in der *Tanne*. Um den Schein zu wahren, hat sie ein Zimmer in der Pension im Nachbarhaus gemietet. Aber nie schläft sie in dem Bett. Ihre Hauswirtin ahnt nicht, daß das

Mädchen jede Nacht in das Teehaus zurückkehrt. Und dort ist es dunkel, so daß auch hier niemand sehen kann, was sie tut, um sich mit den Brettern zu vereinen. Vermutlich verschwindet sie ganz einfach im Bretterboden. Während dieser nächtlichen Ausflüge trägt sie immer ihr altes grünes Kleid. Das heißt, es war grün bis zum Herbst, doch ab da nahm es ein kräftiges Gelborange an.

Sie tanzt himmlisch, und sie gefällt den jungen Männern aus der kleinen Stadt, aber sie finden sie trotzdem ein bißchen sonderbar. Beispielsweise fragt sie jeden früher oder später, ob er wüßte, wo ein Spitzahorn wächst. Auch heute erkundigt sie sich immer noch danach. Sollten *Sie* vielleicht wissen, wo einer zu finden ist, wäre sie Ihnen bestimmt sehr, sehr dankbar, wenn Sie es ihr mitteilten ...

ENDE